

DER FELS

Prof. DDr. Anton Ziegenaus:
Die Mariengestalt und ihre Verehrung als
Gradmesser gläubigen Lebens

134

Jürgen Liminski:
Der Verzicht auf die Wahrheit

137

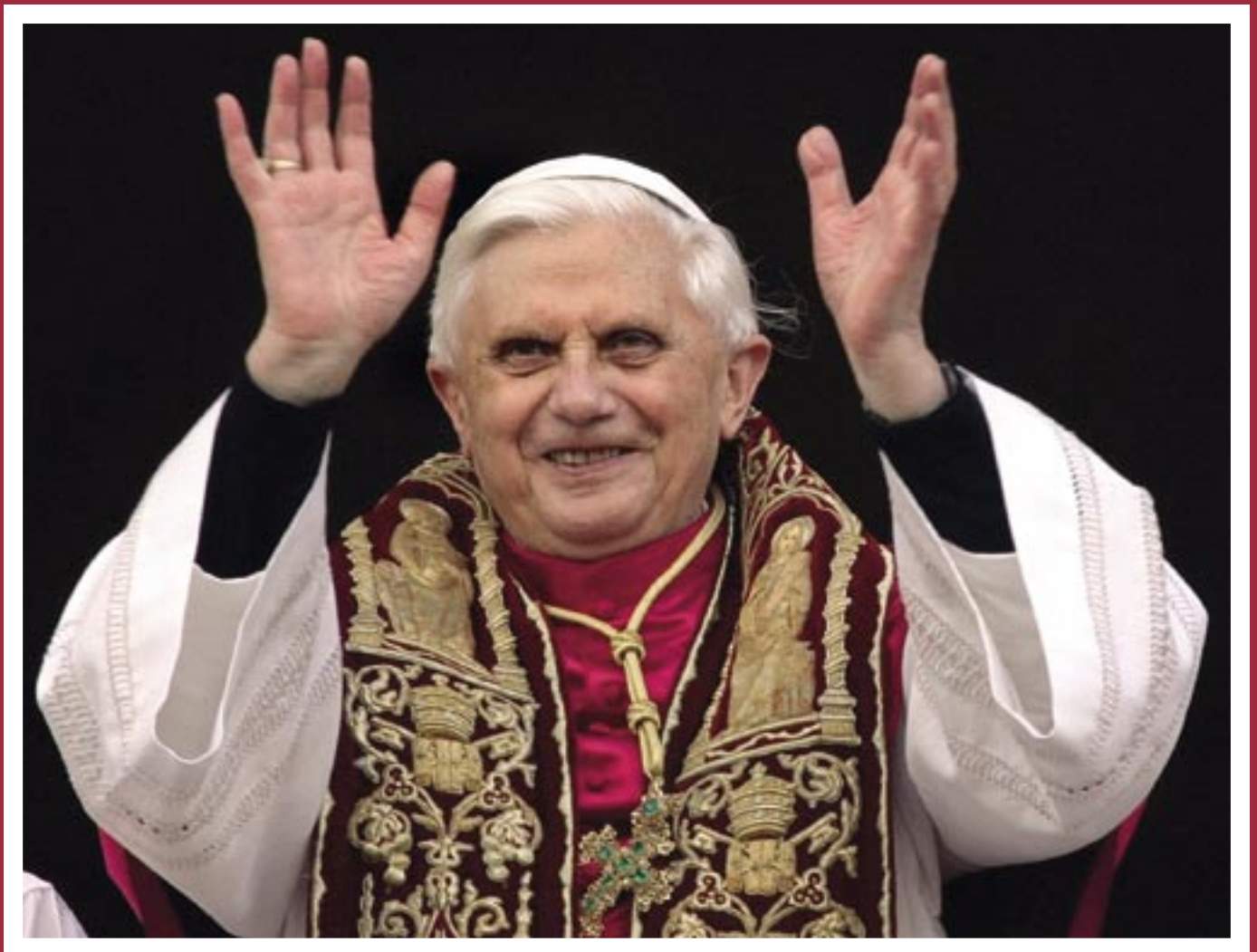
Dr. phil. Gerd Stricker:
Ein verdrängter Völkermord:
Armenier-Massaker 1915/16

150

Katholisches Wort in die Zeit

36. Jahr Nr. 5

Mai 2005



Heiliger Vater!

Wir freuen uns, wir freuen uns!
Wir freuen uns als Gläubige der Weltkirche,
als Katholiken in Deutschland und besonders auch in Bayern!

Wir erbitten Gottes Segen für Sie.
Wir versichern Ihnen, Heiliger Vater, unsere uneingeschränkte
Loyalität in Ihrem Amt als oberster Hirte der Kirche.

INHALT

Prof. DDr. Anton Ziegenaus:
Die Mariengestalt und ihre Verehrung als
Gradmesser gläubigen Lebens 134

Jürgen Liminski:
Der Verzicht auf die Wahrheit 137

Kantor Sven Scheuren:
30 Jahre „Gotteslob“ 141

**Interview mit Bischof Heinz Josef
Algermissen:**
Zur Einführung von Pastoralverbänden
im Bistum Fulda..... 144

Josef Arquer:
Geist im Gedränge 146

Ulrich L. Lehner:
Zwischen Kant und Christus..... 148

Dr. phil. Gerd Stricker:
Ein verdrängter Völkermord:
Armenier-Massaker 1915/16 150

Zeit im Spektrum 155
Bücher 157
Forum der Leser 158

**Redaktionsschluß ist jew. der 15. des Vormonats.
Impressum „Der Fels“ Mai 2005 Seite 159**

Titelbild: Papst Benedikt XVI. KNA-Bild

Fotos: 130, 131, 132, 133, 160 KNA-Bild; **134** Ziegenaus; **135, 136** Ernst Guldan, Eva und Maria, Verlag Hermann Böhlhaus, 1966, Abb. 157, 196, 57; **137** Lim; **138, 139, 140,** Tobias Liminski; **141, 142, 143** Scheuren; **142** Renée Zeller, Anges, 1946, Abb. 55; **145** Renate Gindert; **146** Arquer; **147** Irene Rothweiler; **148, 149** Lehner; **149** Stumpf; **150** Stricker; **151, 153** Internet

Liebe Leser,



Habemus Papam – wir haben einen Papst!

Wir Katholiken in Deutschland freuen uns zusammen mit den Gläubigen der Weltkirche über den neuen Papst Benedikt XVI. und versichern ihm unsere uneingeschränkte Loyalität in seinem Amt als oberster Hirte der Kirche.

Das kurze Konklave mit nur vier Wahlgängen zeigt die Anerkennung und die große Zustimmung, die sich Kardinal Ratzinger in seiner Tätigkeit als Vorsitzender der Glaubenskongregation in den vergangenen Jahren erworben hat. Das ist keineswegs nur durch die bewegende Predigt beim Trauergottesdienst für Papst Johannes Paul II. und

durch die Ansprache an die Kardinäle zu Beginn des Konklaves zu erklären.

Der von ihm gewählte Name Benedikt, der Gesegnete, ist ein Programm. Der geschichtsbewusste Papst hat sowohl an Benedikt von Nursia, den Vater des abendländischen Mönchtums und Patron Europas wie auch an seinen Namensvorgänger Benedikt den XV. gedacht. Benedikt von Nursia hat mit dem Wort aus seiner Mönchsregel „Christus allem voranstellen“ am Ende der Spätantike, als Kirche und Gesellschaft in einer tiefen Krise waren, einen neuen religiösen und kulturellen Frühling heraufgeführt. Papst Benedikt XV. hat sich zu Beginn und während des ersten Weltkrieges leidenschaftlich für die Beendigung dieses Konfliktes eingesetzt und dafür verzehrt. Das ist ein weiteres Motiv, für die Wahl des Namens, in der Welt von heute, voller Spannungen und Kriegsherde.

Die erste Ansprache an die begeisterten Menschen auf dem Petersplatz, unmittelbar nach der Wahl, charakterisiert den neuen Papst. Er sagte:

„Nach dem großen Papst Johannes Paul II. haben die Kardinäle mich gewählt, einen einfachen, bescheidenen Arbeiter im Weinberg des Herrn“. Aber ihn tröste die Tatsache, so fährt der Neugewählte fort, dass „der Herr auch mit ungenügenden Werkzeugen“ handeln könne. „Ich vertraue mich euren Gebeten an“.

Der Papst fasst sich kurz. Wer klar denkt, kann mit wenigen Worten das ausdrücken, worauf es ankommt: Da ist die Anerkennung der Größe seines Vorgängers und die Bescheidenheit, mit der er sich als „einfachen Arbeiter“ und „ungenügendes Werkzeug“ bezeichnet, glaubwürdig, weil ohne Schauspielerei. Das hebt ihn wohlthuend ab von den eitlen, selbsternannten „Päpsten“ mit ihren Er-



wartungen und Forderungen an das neue Oberhaupt der Kirche, die wir in den Talkrunden und Statements der letzten Wochen über uns ergehen lassen mussten.

Natürlich braucht die Katholische Kirche in Deutschland eine Reform. Diese hat aber nichts zu tun mit der Abschaffung des Zölibats, mit dem Frauenpriestertum, der Erleichterung der Sexualmoral, dem Beratungsschein für straflose Abtreibung oder der Demokratisierung der Kirche, aber viel mit Umdenken und Umkehr im Sinne des Evangeliums, mit Buße und Gebet. Doch davon war bei den „Reformen“ nie die Rede.

Papst Johannes Paul II. war Pole. Er wusste stets, wo seine Wurzeln waren. Er hat trotz seiner weltweiten Sicht nie seine kulturelle Identität aufgegeben, die ihm die unglaubliche Standfestigkeit gab. Peter Seewald sagte unmittelbar nach der Wahl auf die Frage des Reporters, wer der neue Papst sei: „Er ist Bayer“, um anzudeuten, wo der Papst beheimatet ist. Bayern war immer eng mit Rom verbunden. Dass die Katholische Kirche in Deutschland in den Glaubenswirren des 16. Jahrhunderts nicht unterging, hat wesentlich mit dieser Bindung an Rom zu tun. Nun weiß der neue Papst, dass die Kirche in einer Krise steckt. Noch als Kardinal hat er diese Krise auch als Chance bezeichnet – wenn sie wahrgenommen wird. Der neue Papst setzt dabei nicht auf die große Zahl, sondern auf das, was Reform ausmacht, nämlich die Rückkehr zum unverfälschten und unverkürzten Evangelium, zu einem vertieften und persönlichen Glauben an Gott, der Sicherheit und jene Freiheit gibt, die u.a. die Voraussetzung ist für die Offenheit gegenüber anderen christlichen Konfessionen, für den interreligiösen Dialog und das Gespräch mit der Welt.

Papst Benedikt XVI. wird in seine deutsche Heimat kommen, z.B. zum Weltjugendtag in Köln. Er wird uns fragen, ob wir die befreiende Botschaft Christi annehmen wollen. Wird er Glauben und Zustimmung finden? Von unserer Antwort wird es abhängen, ob ein neuer Frühling in der Katholischen Kirche in Deutschland einsetzt.

Dank an den Heiligen Vater Johannes Paul II.

Am 2. April 2005, um 21.37 ist der Hl. Vater Papst Johannes Paul II. in die Osterherrlichkeit unseres Herrn eingegangen. Die ganze Welt würdigt nun das Werk, das er in mehr als 26 Jahren seines Pontifikates vollbracht hat. Dabei besteht die Gefahr, dass die Persönlichkeit dieses Papstes, seine Intentionen und Ziele, unter der Fülle der Aktivitäten, die bei seiner Würdigung aufgezählt werden, zugedeckt werden.

Was trieb Johannes Paul II. an, was steckte hinter all seinen Bemühungen?

Der am 18. Oktober 1978 neu gewählte Papst nahm den Namen Johannes Paul, also den der beiden Konzilspäpste an. Das ist ein Programm. Johannes Paul II. sah in der Umsetzung der Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils seine Aufgabe als Papst. Er betete bis in die letzten Tage um die Kraft, seine Mission erfüllen zu können. Sein Wahlspruch „Totus Tuus – ganz dein“ charakterisiert ihn. Johannes Paul II. war kein Mensch der Halbheiten. Gerade junge Menschen nannten, wenn sie nach dem Tod des Papstes befragt wurden, in ihren spontanen Antworten die Geradlinigkeit und Glaubwürdigkeit des Lebenszeugnisses, das Johannes Paul II. gegeben hat.

Hinter dem rastlosen Eifer und dem Arbeitstempo, das an den Völkerapostel Paulus erinnert, und das seinen Mitarbeitern und den Journalisten auf seinen Pastoralreisen Mühe machte, ihm zu folgen, stand nicht nur seine körperliche Fitness, sondern seine Gottverbundenheit. Das Gebet war seine Kraftquelle. Selbst im turbulenten Geschehen seiner Pastoralreisen sah man ihn immer wieder ins Gebet versunken.

Wer dieses Pontifikat noch einmal vorbeiziehen lässt, stößt auf 104 Pastoralreisen in alle Erdteile, und zugleich auf die Besuche fast jeder Pfarrei seiner Diözese Rom, auf die kaum überschaubare Zahl seiner Katechesen, Ansprachen und Schreiben, auf die Selig- und Heiligsprechungen, die ökumenischen Bemühungen zur Wiedervereinigung der Christen, den interreligiösen Dialog und die Treffen mit den Religionsführern in Assisi, den Besuch einer Synagoge und einer Moschee als erster Papst, die Weltjugendtage und die Veranstaltungen im Heiligen Jahr 2000.

„Habt keine Angst, öffnet eure Pforten weit für Jesus Christus“ war die Botschaft, die er unmittelbar nach seiner Wahl den Tausenden auf dem Petersplatz und den Menschen in aller Welt zurief. „Habt keine Furcht“ ist das Wort, das auch Jesus Christus seinen Jüngern immer wieder sagte. Johannes Paul II. hat den Menschen Mut gemacht, sich auf ein Leben mit Gott einzulassen.

Johannes Paul II. wurde von vielen Nichtkatholiken als Anwalt der





Oben: Attentat auf den Hl. Vater am 13.5.1981

Der Sieg der Nächstenliebe: Vergebung mit seinem Attentäter Ali Agca



Oben: Der Hl. Vater mit Mutter Teresa

Unten: Ökumenische Geste: Johannes Paul II. mit dem Patriarchen von Konstantinopel



Menschen, ihrer Würde, ihrer Rechte und Freiheiten bezeichnet. Sein Einsatz für das Leben in allen Phasen, für Ehe und Familie, für soziale Gerechtigkeit, gegen Manipulation durch Biotechnologie bestätigen dieses Urteil und den Satz „Der Mensch ist der Weg der Kirche“, der am Anfang seines Pontifikates steht. Johannes Paul II. hat das Ansehen der Weltkirche in einem unerwarteten Ausmaß vermehrt: Die Zahl der Botschafter beim Vatikan hat sich während seines Pontifikates verdoppelt. Im Vatikan sprachen nicht nur die Führer der Weltkirchen vor, auch führende Staatsmänner gaben sich die Türklinke in die Hand, um die Meinung des Papstes zu hören. Johannes Paul II. wurde in schwierigen Konfliktfällen um Vermittlung gebeten. Er hat vor der UNO, dem Weltkirchenrat und dem Europaparlament gesprochen. Er wurde zum Sprecher der Christenheit und zur ersten moralischen Instanz dieser Welt.

Der Papst fühlte sich der Botschaft des Evangeliums verpflichtet. Daher war ihm auch die Mahnung Christi im Abendmahlsaal „Ut unum sint – dass alle eins seien“ ein verpflichtendes Gebot. Ohne diese als Verpflichtung empfundene Mission, hätte er kaum die mühsamen Reisen und die schwierigen Gespräche mit den Vertretern der orthodoxen und reformatorischen Kirchen und Gemeinschaften durchstehen können.

Johannes Paul II. hat wesentlich zum Niedergang des Kommunismus und der darauffolgenden raschen Globalisierung beigetragen. Er hat vor den meisten Politikern erkannt, dass in dieser globalisierten Welt die Probleme der Unterentwicklung und der sozialen

Ungerechtigkeit sich nicht in den nationalen Grenzen halten lassen, sondern zu Weltproblemen werden. Daher rührte sein Engagement für eine gerechtere Verteilung der Ressourcen, für Entwicklungshilfe und sein Eintreten für den Weltfrieden, der Voraussetzung für Entwicklung, friedliches Nebeneinander der Kulturen und auch für die Evangelisierung. „Krieg ist immer eine Niederlage der Menschheit!“ Dieses Wort erklärt auch die Initiativen für den interreligiösen Dialog und die Treffen mit den Führern der Weltreligionen in Assisi in einer Zeit, in der wir, abgesehen von Westeuropa, eine weltweite Renaissance der Religionen und des Religiösen beobachten.

Johannes Paul II. war vertraut mit der Geschichte. Das erlaubte ihm, den rechten Ton zu finden, um die Menschen auch emotional zu erreichen. In Polen, in der Ukraine, in Mexiko und überall, wo er auf Menschen traf. Er erinnerte dabei an die großen Zeiten dieser Völker und richtete sie am Beispiel ihrer Geschichte neu auf. Er kannte aber auch die dunklen Seiten der Vergangenheit und wusste, dass man die Zukunft und das friedliche Zusammenleben der Völker, Kulturen und Religionen nur auf Wahrheit aufbauen kann. Daher hatte er keine Scheu, Verfehlungen der Vergangenheit auch von Christen offen anzusprechen und dafür um Vergebung zu bitten. Er tat dies in einer Form, die bei allen Menschen guten Willens weltweit Beachtung gefunden hat und ihm seinerseits die moralische Autorität gab, auf Konfliktparteien in diesem Sinne einzuwirken.

Während die Zahl der Katholiken in vielen Ländern der Welt rasant wächst und die Kirche in Lateinamerika sich neu konsolidiert hat, steckt sie in Westeuropa in einer schweren Krise. Der Papst hat deswegen unermüdlich zur Neuevangelisierung aufgerufen. Das Wort Christi zu Petrus „Duc in altum – Fahr noch einmal hinaus“ hat besonders bei der Gruppe, die angeblich am wenigsten von der Kirche erreichbar ist, nämlich bei der Jugend, ein begeistertes Echo gefunden. Dies zeigt die Resonanz, die er auf den Weltjugendtagen gefunden hat.



*Links: Der Hl. Vater auf dem Weltjugendtag
Mitte: Präsident Bush besucht Papst Johannes Paul II.*

Johannes Paul II. war persönlich am Fortschritt der Wissenschaft und am technischen Fortschritt interessiert. Glaube und Vernunft waren für ihn keine Gegensätze. Er hat dies in seinem Schreiben „Fides et ratio“ deutlich ausgesprochen. Er hat in diesem Sinne die kirchenfeindliche Aufklärung des 18. Jahrhunderts korrigiert. Der Papst nützte für die Glaubensverkündigung die technischen Möglichkeiten unserer Zeit, insbesondere das Fernsehen. Damit kam er zwangsläufig mit den antikirchlichen und laizistischen Kräften, die das Meinungsmonopol für sich beanspruchen, in Konflikt. Dieser Papst war ein Realist. Er wusste, was in seinem Pontifikat auf ihn zukommen würde: „Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen“ und „Wer mir nachfolgen will, der nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach“. Sein Leben stand unter diesem Kreuz. Seine Entscheidungen hat Papst Johannes Paul II. stets frei von Furcht und nie vom Beifall der

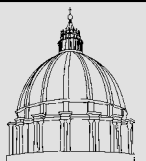
Welt abhängig gemacht. Wen wundert es, dass die Talkrunden nach dem obligatorischen Pflichtbeifall bereits jetzt die angeblichen Versäumnisse und Fehler seines Pontifikats auflisten. Diese sind altbekannt und reichen von fehlender Demokratie in der Kirche bis zur Forderung nach dem Frauenpriestertum. Für diese Runden werden die Alt-68er von in- und außerhalb der Kirche aufgebeten. Im Vergleich zum Hochgebirge nehmen sich die kleinen Vorberge besonders kümmerlich aus. Aber ihre Empörung bestätigt nur die Größe von Johannes Paul II..

Die Krise, in der die Welt steckt, kann nur von Heiligen bewältigt werden. Das sind die wirklich Großen der Kirche. Johannes Paul II. hat in den letzten Jahren immer dringender dazu aufgerufen, nach Heiligkeit zu streben: Die Bischöfe, die Priester und alle Gläubigen. Die große Zahl der von ihm kanonisierten Heiligen sollte zeigen, dass dies auch möglich ist.

Wenn Martyrer der früheren Kirche ihr Blut vergossen oder Männer und Frauen ein konsequent christliches Leben bis zum Heroismus führten, wurden sie für dieses Glaubenszeugnis gewissermaßen per Akklamation als Heilige verehrt. Ein geregeltes Verfahren der Heiligsprechung haben wir erst seit Bischof Ulrich von Augsburg. Der US-Präsident George Bush nannte Johannes Paul II. in seiner Würdigung einen Helden, und er hatte recht. Am Abend des 2. April standen Zehntausende auf dem Petersplatz, um für den Papst zu beten. Als sein Tod bekannt gegeben wurde und ein Gebet für den Hl. Vater gesprochen war, applaudierten die Zehntausende lange Minuten. Der Beifall galt dem Menschen, der wie ein Heiliger gelebt hatte und so auch gestorben war, Johannes Paul II.

*Mit freundlichen Grüßen
aus Kaufering*

Ihr Hubert Gindert



Das „Forum Deutscher Katholiken“ trauert um den Heiligen Vater Papst Johannes Paul II.

Johannes Paul II. war uns katholischen Christen in Deutschland Vorbild im Glauben.

Sein missionarischer Eifer hat uns ermutigt, das „Forum Deutscher Katholiken“ zu gründen und so seinen Appell zur Neuevangelisierung in Deutschland aufzugreifen. Die Kongresse „Freude am Glauben“ standen unter seinem Patronat.

Wir danken Gott, dass wir Johannes Paul II. über 26 Jahre als Stellvertreter Christi auf Erden haben durften.

Papst Johannes Paul II. ist uns über den Tod hinaus Ansporn, unsere ganze Kraft für den katholischen Glauben einzusetzen und das Begonnene in seinem Geist und in Verbundenheit mit der Universalkirche weiter zu führen.

Prof. Dr. Hubert Gindert
Vorsitzender des „Forums Deutscher Katholiken“

Die Mariengestalt und ihre Verehrung als Gradmesser gläubigen Lebens

Im Glaubensleben der Kirche steht das Heilshandeln Gottes in der Sendung seines Sohnes und des Heiligen Geistes im Mittelpunkt, doch in diesem zentralen Geschehen hat Maria einen integralen Platz. Diese Bedeutung der Mariengestalt für das Glaubensleben der Kirche und für die Theologie bestätigt das Zweite Vatikanum mit der Feststellung: „Maria vereinigt, da sie zuinnerst in die Heilsgeschichte eingegangen ist, gewissermaßen die größten Glaubensgeheimnisse in sich und strahlt sie wider“ (LG 65).

Dieses Wort soll die Leitlinie für diesen Eröffnungsvortrag bilden. In einem ersten Schritt soll dieser innerste Platz in der Heilsgeschichte behandelt werden, in einem zweiten – gleichsam als Probe aufs Exempel – die Folgen des Rückgangs marianischer Frömmigkeit.

I. Maria als Kristallisationspunkt wesentlicher Glaubensgeheimnisse

In ehrfürchtiger Liebe gedenkt die Kirche der Mutter des Herrn. In den offiziellen Texten der Liturgie – im Hochgebet der Eucharistie und im Glaubensbekenntnis wird sie genannt. Nicht wenige Feste und zwei Monate des Jahres gelten in besonderer Weise ihrer Person. In allen auf die Inkarnation bezogenen Christustagen wie bei der „Verkündigung des Herrn“ und in den Wochen vor und um Weihnachten wird die Mutter hervorgehoben. Die Achtung, welche die Kirche der Gottesmutter entgegenbringt, findet vielfältigen Ausdruck in Gebeten, Hymnen, Liedern, legendären Erzählungen und im Brauchtum. Namhafte Künstler haben sich seit Jahrhunderten in Bild, Wort oder Ton bemüht, der Mutter Jesu ihre Verehrung zu bekunden. Einzelne Menschen, Pfarreien, Orden oder Völker haben sich

Prof. DDr. Anton Ziegenaus,

wurde 1936 in Höfarten/Bayern geboren. Nach dem Studium der Theologie, Philosophie und Psychologie an der Universität München wurde er 1963 zum Priester geweiht. Er promovierte im selben Jahr bei Alois Dempf zum Dr. phil. und 1971 bei Leo Scheffczyk zum Dr. theol. 1974 habilitierte er sich mit einer Arbeit zur Theologie der Buße. Seit 1977 ist Ziegenaus Ordinarius für Dogmatik an der Universität Augsburg. Er ist Herausgeber der Mariologischen Studien und Mitherausgeber der Zeitschrift Forum Katholische Theologie. Seine Forschungsschwerpunkte sind Sakramentenlehre, Eschatologie und Kanongeschichte. Mit Kardinal Scheffczyk zusammen verfasste er eine achtbändige Dogmatik. Sein wissenschaftliches Engagement zeigt sich in etwa 200 Publikationen.



ihr geweiht oder tragen ihren Namen. Marienwallfahrtsorte sind die besonderen Stätten gläubiger Zuversicht in Freud und Leid.

Maria steht keineswegs im Zentrum des Glaubens wie Jesus Christus oder die Trinität, aber sie spiegelt dieses Zentrum und sein Wirken wider. So spiegelt die Jungfrau-Mutter die gottmenschliche Konstitution ihres Sohnes wider. Weil er eine menschliche Mutter hat, ist er Mensch, weil diese Jungfrau ist, ist der Durchblick frei auf den, den Jesus exklusiv „Vater“ nennt. Schon der große Theologe Athanasius († 373) sagte deshalb: „Die Geburt aus der Jungfrau ist der sichtbarste Beweis für die Gottheit des Sohnes“¹. Sein wahres Mensch- und Gott-Sein und die Einheit beider wurde durch den Titel Theotokos (Gottesgebälerin) auf dem Konzil von Ephesus (431) festgehalten. Theotokos ist somit eine christologische Kurzformel. Das Konzil von Chalkedon (451) hat dann die großartige Formulierung gefunden, derzufolge der eine Herr Jesus Christus gleichsam auf zwei Säulen aufruht und durch seine doppelte Geburt, d.h. durch seine Herkunft, be-

stimmt ist: „Wir lehren übereinstimmend, unseren Herrn Jesus Christus als ein und denselben zu bekennen: derselbe ist vollkommen in der Gottheit und derselbe ist vollkommen in der Menschheit; derselbe ist wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch...; derselbe wurde einerseits der Gottheit nach vor den Zeiten aus dem Vater gezeugt, andererseits der Menschheit nach in den letzten Tagen unseretwegen und um unseres Heiles willen aus Maria, der Jungfrau (und) Gottesgebälerin“ (DH 301). Wer ist also Jesus Christus? Er ist einer, ein und derselbe, „Gottes und Marien Sohn“². Er ist durch die doppelte Geburt, aus Gott, dem Vater, und aus Maria, bestimmt. „Gott ist Mensch geworden“, so lautet die Zentralsatzung unseres Glaubens. Diese wird durch „Gottesgebälerin“ zusammengefasst. Deshalb konnte Johannes Damascenus († um 750) sagen, der Name Theotokos stelle „das ganze Heilsgeheimnis“ dar; Paul VI. – um auch Stimmen aus unserer Zeit anzuführen – nennt Maria einen „lebendigen Katechismus“, und Johannes Paul II. nennt sie eine „Zusammenfassung des Evangeliums (síntesis del Evangelio)“³.

Nicht nur christologisch, auch ekklesiologisch bildet Maria einen Kristallisationspunkt. Hier bildet „die neue Eva“ den Ausgangspunkt der Überlegungen. Schon von Justin († 165) wird Maria als die „Neue Eva“ gepriesen, weil sie, statt Sünde und Tod, wie die „Alte Eva“, das Leben in die Welt gebracht hat. Entspricht der Alten Eva Sünde, Ungehorsam, Tod, so steht die „Neue Eva“ auf der Linie Gehorsam, Leben. Irenäus († 202) nennt Maria, die als Mutter zur Menschwerdung des Erlösers und durch ihr Ja-Wort auch zur Erlösung mitgewirkt hat, „Ursache unseres Heils“, „Knotenlöserin“. Die „Jungfrau“ ist „Fürsprecherin der Jungfrau“ (= Eva, vgl. Irenäus)⁴. Diese Eva-Maria-Parallele ist für die Entwicklung der Mariologie von höchstem Gewicht. Wichtig ist dabei jedoch eine zusätzliche, zunächst davon unabhängige Entwicklungslinie: Auch die Kirche wird schon im zweiten Jahrhundert als Antitypos zu Eva gesehen.⁵ Die Kirche gebiert ja jungfräulich, d.h. durch das Wirken und die Gnade des Heiligen Geistes, in der Taufe immer neue Kinder zum Leben. Auf die Kirche wird der Eva-Titel „Mutter aller Lebendigen“ (Gen 3,20) übertragen. Tertullian († um 220) und Origenes († 254) setzen den Ursprung der Kirche in eine Analogie zur Erschaffung der Frau:⁶ Wie die erste Eva aus der Seite des schlafenden Adam gebildet wurde, so entsprang die Kirche mit ihren Sakramenten aus der Seitenwunde (Blut und Wasser!) des am Kreuz entschlafenen zweiten Adams.

Wenn nun die mariologische Parallele: Eva-Maria, und die ekklesiologische: Eva-Kirche, zu Recht besteht, dürfen auch zwischen Maria und Kirche Parallelen gezogen werden. Diese Zusammenhänge hat im vierten Jahrhundert Bischof Ambrosius herausgestellt.

Maria strahlt somit, um auf das Wort vom Zweiten Vatikanum zurückzugreifen, die „größten Glaubensgeheimnisse“ der Christologie und der Ekklesiologie“ wider. Die Jungfrau-Mutter ist Bild für Christus, den Gott-Menschen, und Urbild der Kirche, die jungfräulich mit der Gnade des Heiligen Geistes neue Kinder gebiert. Im Hinblick darauf unterscheidet man heute zwischen

einer christotypischen und ekklesiotypischen Mariologie. Beide Ansätze sind möglich, und beide integrieren die gleichen mariologischen Momente, doch setzen sie andere Akzente.

Im christotypischen Ansatz wird Maria mehr an der Seite ihres Sohnes und von ihm her gesehen. Sie ist entsprechend seiner gott-menschlichen Konstitution Jungfrau und Mutter, in Fortführung von Gen 3,20 Mutter der Lebenden und Mutter der Kirche. Die Mutter des Hauptes, so lautet die Argumentation, ist auch Mutter der Glieder; das Haupt des Leibes kann wenigstens intentional nie ohne den Leib sein. Aufgrund ihrer besonderen Nähe zu Christus ist sie aus der Kirche herausgehoben, ihr vorgeordnet. In zweiter Linie ist Maria Jüngerin, Vorbild, Braut. Der ekklesiotypische Ansatz sieht Maria von der Kirche her, in ihr, wenn auch als besonderes Glied (aber weniger vorgeordnet). Sie ist Urbild dessen, was die Kirche ist und in der Vollendung sein wird, nämlich Braut, Gefährtin (vgl. Gen 2,18ff; Offb 22,17; Eph 5,24ff). Maria ist die Kirche in ihrer Vollendung. So lehrt das Zweite Vatikanum (LG 65): „Während aber die Kirche in der seligsten Jungfrau schon zur Vollendung gelangt ist, in der sie ohne Makel und Runzel ist (vgl. Eph 5,27), bemühen sich die Christgläubigen noch, die Sünde zu besiegen und in der Heiligkeit zu wachsen. Dabei richten sie ihre Augen auf Maria, die der ganzen Gemeinschaft der



Oben: „Tod durch Eva, Leben durch Maria“ (Hieronymus) Stundenbuch der Katharina von Kleve, um 1435,

Unten: Die Eva des Neuen Bundes, – Portal von Toni Zvez, 1958, Köln, Pfarrkirche St. Alban.



Die Verkündigung des Engels an Maria. Sie ist die neue Eva. Mit ihrem Ja trägt sie dazu bei, dass die Vertreibung aus dem Paradies wieder geheilt wird.

Teilstück einer Altarpredella von Giovanni di Paolo, um 1440/50

Auserwählten als Urbild der Tugenden voranleuchtet.“ Maria ist Urbild der Kirche als Mutter, die jungfräulich in der Taufe Kinder gebiert. Die Mariengestalt zeigt mit diesen verschiedenen Aspekten eine enorm reiche Symbolik: Sie ist – und zwar jeweils in christotypischer und ekklesiotypischer Hinsicht – Mutter und Jungfrau, Mutter und Braut, Abbild Christi und Urbild der Kirche.

Die Strahlkraft der Mariengestalt erreicht – wenn man noch die Unbefleckte Empfängnis und die leibliche Aufnahme berücksichtigt – letztlich alle Bereiche der Theologie. So sagt M. Schmaus: „In der Mariologie ... laufen fast alle theologischen Linien zusammen, die christologische, ekklesiologische, die anthropologische und die eschatologische ... In der

Mariologie fallen daher theologische Entscheidungen, die für das Ganze unseres Glaubens aufschlussreich sind. Umgekehrt enthüllen die theologischen Erkenntnisse in der Christologie, in der Ekklesiologie, in der Gnadenlehre ihre Tragweite in der Mariologie ... In ihr kristallisiert sich das Selbstverständnis der Christgläubigen.“⁷ Das Thema hat, wie man voraussehen kann, nicht nur eine spirituelle, sondern auch eine eminent theologische Bedeutung.

Aber auch für das geistliche Leben und die innere Befindlichkeit der Kirche erlangt die Mariengestalt wegen dieser theologischen Bedeutung großes Gewicht. Der marianischen Frömmigkeit ist immer etwas Frohes und Warmes und Zuversichtliches, etwas Erlöstes zu eigen. Dabei sind ihr die leidvollen Themen des Lebens keineswegs fremd, doch der Blick auf die Vollerlöste, nämlich der Sündelosen und Aufgenommenen, lässt die Erlösung nicht mehr in der Form der noch ausstehenden Verheißung, sondern in der der Erfüllung erfassen. Das Vertrauen auf die mütterliche Fürsprecherin führt dann zu gläubiger Gelassenheit und weiß um die heilenden Kräfte. In diesem Sinn kann dann Hans Urs von Balthasar⁸ feststellen: „Ohne Mariologie droht das Christentum unter der Hand unmenschlich zu werden. Die Kirche wird funktionalistisch, seellos, ein hektischer Betrieb

ohne Ruhepunkt, in lauter Verplanung hinein verfremdet. Und weil in dieser mann-männlichen Welt nur immer neue Ideologien einander ablösen, wird alles polemisch, kritisch, bitter, humorlos und schließlich langweilig, und die Menschen laufen in Massen aus einer solchen Kirche davon.“ Gerade heute bedenkenswerte Worte! Diese geschilderten Konsequenzen scheinen Wirklichkeit zu werden. Vor monokausalen Erklärungen, als wäre dafür ausschließlich der Rückgang der Marienfrömmigkeit schuld, muss man sich allerdings hüten. Doch eine Wiedergewinnung des katholischen Glaubens – man spricht soviel von Neuevangalisierung – ist nicht ohne Wiederbelebung der Marienfrömmigkeit möglich.

II. Der Rückgang marianischer Frömmigkeit und ihr theologischer Hintergrund

Der Rückgang der Marienverehrung nach dem Zweiten Vatikanum ist nicht zu bezweifeln. „Nach dem Konzil“ heißt jedoch nicht „nach der Lehre des Konzils“ (secundum concilium), sondern rein zeitlich: in den Jahrzehnten nach dem Konzil (post concilium). Was die Lehre des Konzils selbst betrifft, ist dem Wort G. Sölls zuzustimmen, der feststellt: ⁹ „Noch nie zuvor in der Kirchengeschichte hat ein Konzil sich so umfassend über die Mutter des Erlösers geäußert und dabei gleichermaßen die Marienlehre wie die Marienverehrung angesprochen ... Der Fortschritt in theologischer Konzeption, Stil und Sprache gegenüber früheren Glaubensbekundungen ist unverkennbar.“ Positiv hebt G. Söll das Bemühen um klare biblische Grundlegung und um den Aufweis der organischen Entwicklung innerhalb der Glaubensgeschichte, die Integration in ekklesiologische Perspektiven, die heilsgeschichtlich-eschatologische Sicht, den Zusammenhang von Mariologie und Liturgie und den ökumenischen Brückenschlag heraus.

Fortsetzung folgt

¹ De incarn. 18.

² So ein Kirchenlied, Gotteslob Nr. 551.

³ Vgl. A. Ziegenaus, Maria in der Heilsgeschichte. Mariologie: L. Scheffczyk – A. Ziegenaus, Kath. Dogmatik V, Aachen 1998, 29.

⁴ Vgl. ebd. 14. ⁵ Vgl. ebd. 198ff.

⁶ Vgl. J. Huhn, Das Geheimnis der Jungfrau-Mutter Maria nach dem Kirchenvater Ambrosius, Würzburg 1954, 134-143.

⁷ M. Schmaus, Katholische Dogmatik V, München 1955, 7.

⁸ H. U. v. Balthasar, Klarstellungen, Freiburg 1971, 72.

⁹ G. Söll, HDD III 4, 239f.

Der Verzicht auf die Wahrheit

Der Tod des Papstes, die Medien und die Leidenschaft des Glaubens

Drei Tage war Ruhe, dann schlug das Imperium zurück. Am Freitag, anderthalb Tage vor dem Tod von Johannes Paul II., begannen die Medien erstmals, ihre Konserven, vorbereitete Stücke, in Radio und Fernsehen abzuspielen oder in den Zeitungen zu drucken. Man rechnete stündlich mit dem Tod, und da wollte man „im richtigen Film“ sein. Es war für die romtreuen Katholiken in Deutschland eine Überraschung. Selbst gewohnt kirchenkritische Blätter wie die *Süddeutsche Zeitung* oder der *Spiegel* ließen ihre Bewunderung von Person und Lebensleistung des Johannes Paul II. erkennen, ja fast war Sympathie zu spüren. Sie ahnten wohl, dass sie es mit einem Giganten der Geschichte zu tun haben. Auch andere Blätter berichteten seitenlang über den Mann, der die Jugend liebte und dessen Liebe die Jugend so offenherzig und weltweit beantwortete.

Natürlich merkte der einfache Katholik auch, dass viele Journalisten schlicht keine Ahnung hatten. Wenn eine bekannte Moderatorin ein Gebet „das uns allen bekannte gratia plena“ nennt, obwohl es sich um das „Ave Maria“ handelte, oder wenn man die Allerheiligenlitanei nicht so recht einordnen konnte und mit den vielen Menschen und Frauen verwechselte, die dieser Papst heilig gesprochen hat, oder auch, wenn man bei der Abschiedsmesse, die Worte des Zelebranten „nehmt und esst alle davon, das ist mein Leib“ als einen Appell von Joseph Kardinal Ratzinger an die Millionen interpretiert, dann kann man schon mal den Kopf schütteln vor so viel klaffenden Lücken in der Allgemeinbildung, die bei den Medienschaffenden ja doch höher sein soll als bei den Medienkonsumenten. Aber das ist nicht nur eine Frage der Journalisten vor Ort oder vor der Ka-

mera in den Studios, sondern mehr noch der Redaktionsleitung. Und hier wurde offenbar: Beim Thema Glauben (nicht nur Kirche) haben wir es mit einer Ignoranz zu tun, die doppelt erschreckend ist. Zum einen wegen der unglaublichen Bildungslücken selbst – das wäre noch zu ertragen –, zum anderen aber wegen der ebenfalls offen zutage tretenden Feindseligkeit gegenüber der katholischen Kirche.

Das ist das eigentliche Phänomen, das in Leiden, Sterben und Begräbnis von Johannes Paul II. offenbar wurde: Man lebt in der einen Welt wie auf zwei fremden Sternen. Das wurde vor allem deutlich nach dem



Der Sprecher von Johannes Paul II.: Der frühere Arzt und Journalist Joaquín Navarro-Valls, hier im päpstlichen Pressesaal unter dem Wappen des Vatikan, genießt hohes Ansehen wegen seiner Professionalität und Loyalität.

dritten Tag. Schon am Abend schlug das Imperium der Feinde der Kirche zurück und die großen Talkshows gaben bereitwillig Raum und Platz. Seien es die verbitterten Alten wie Küng oder Geißler oder etwas subtiler die Gefühlsmanager, die wie Pastor Fliege oder Alice Schwarzer eher zum Containerleben von Big Brother passten als zum Petersplatz, ihnen allen fehlt das *sentire cum ecclesia*, das Vermögen, sich in die katholische Glaubenswelt hineinzudenken und oft fehlte ihnen auch schon das *sentire fidelium*, das Verständnis für die Gläubigen. Insofern spiegeln sie nur den Zustand der Gesellschaft wider, die sich in dieser Frage gerade in Europa und hier besonders in Deutschland zusehends polarisiert. Hier ist durchaus ein Zusammenhang zu sehen mit den kulturkampfähnlichen Vorgängen um Rocco Buttiglione und den Zuständen im Europa-Parlament und in der EU-Kommission.

Joachim Kardinal Meisner hatte diesen Kulturkampf unserer Tage einmal auf die Formel gebracht: Wir leben nicht mehr in der Epoche der Weltanschauungen, sondern der Menschenanschauungen. Das Menschenbild ist das unter- und entscheidende Merkmal. Und für das Menschenbild selbst ist das Verständnis von Liebe ausschlaggebend.

„Die einzige Dimension, die dem Menschen angemessen ist, ist die Liebe“, hatte Johannes Paul II. gesagt – und nach diesem Satz hat er gelebt. Der Satz ist wie ein Vermächtnis. Viele Journalisten spürten den Hauch der Wahrheit, und das zog sich durch die breite, tagelange Berichterstattung vom Sterben und Tod dieses Papstes. Aber dann kamen die Kleingeister mit ihren Themen: Frauenordination, Zölibat, Sittenlehre. Die BILD-Zeitung (ausgerechnet!) formuliert es in der

Kolumne „Post von Wagner“ als Reaktion auf die Christiansen-Sendung am Sonntag nach dem Tod so:

„Da hacken die Leichenfledder Heiner Geißler und Hans Küng, linker Theologe, dem der Papst die Lehrerlaubnis entzogen hat, auf den Toten ein. Zölibat, Kondome, Aids. Frau Christiansen, die Karriere-Frau ohne Kinder, stellte die Frage nach der Rolle der Frau. Frau Christiansen, warum sind Sie so aggressiv? Warum haben Sie diese bösen, rechthaberischen Männer in Ihre Runde eingeladen? Diese Männer können Ihnen überhaupt nichts mehr über die Rolle der Frau erzählen. Geißler und Küng sind beleidigte Leberwürste des Lebens. Ihre Talkshow, Frau Christiansen, war das Dümme, was ich jemals sah. Sie verkürzen die Frage des Glaubens auf Karriere und Spaß im Bett ... Eine andere Frage ist es, warum die ARD Ihnen erlaubt hat, auf den Papst zu spucken. Wann waren Sie das letzte Mal in einer Kirche, Frau Christiansen?“

Es war eine Abrechnung, besser: Hinrichtung. Selten wurde die Talkshow von Sabine Christiansen öffentlich so zerrissen. Auch im *Spiegel* wird die Einseitigkeit und die Fixierung auf Moralfragen beklagt. *Spiegel*-Autor Matthias Matussek beschreibt es in seinem lesenswerten Beitrag unter dem Titel „Das Vermächtnis des Löwen“ mit diesen Worten:

„Seine Moralthologie galt Kritikern stets als Skandal. Wobei es durchaus aufschlussreich ist, dass es heutzutage die Aufrufe zu Keuschheit und Monogamie sind, die als skandalös empfunden werden. Zumindest in der ersten Welt hat man bisweilen den Eindruck, dass kein Recht so vehement verteidigt wird wie das auf sofortigen Orgasmus, wo, wie, wann und mit wem auch immer. In einem Schreiben zu seinem silbernen Amtsjubiläum präzierte dieser Papst dagegen nochmal

seine Position zum Zölibat: ‚Für die Kirche und die Welt von heute stellt das Zeugnis der keuschen Liebe auf der einen Seite eine Art spirituelle Therapie für die Menschheit dar, auf der anderen Seite einen Protest gegen die Vergötzung des Sexualtriebs.‘ Unnötig zu sagen, dass er härtestes Vorgehen gegen die pädophilen Missbrauchstäter in den eigenen Reihen anordnete. Die Haltung des Papstes zur Abtreibung (Sünde!) war geradezu haarsträubend unzeitge-



Die nachdenklicheren Medien, die Zeitungen, wurden ihrem Genre weitgehend gerecht. Sie würdigten das Lebenswerk des Papstes. Der Osservatore Romano sagte stellvertretend in großen Lettern, was viele spüren ließen: Grazie – Danke!

mäß, aber dann wiederum hat er sich nie als Vollstrecker des Zeitgeistes gesehen. Nein, dieser Papst verlangte stets einiges an gegenaufklärerischer Selbstverleugnung – aber genau damit kam er an.“

Dem ist kaum etwas hinzuzufügen. Man sieht: Die nahezu allgemeine mediale Hochschätzung hat nicht nur mit einem Phänomen zu tun, das die Publizistik als „pack-journalism“ oder Meutenjournalismus bezeichnet. Alle jagen derselben Nachricht nach, aus Konkurrenzangst oder auf Quotenfang. Nein, es muss mehr geben als die mechanischen Gesetze der Medienökonomie. Und es gab auch mehr. Johannes Paul II. war ein Papst der Symbole, ein Mann, der mit Gesten Geschichte machte. Sei es der Bodenkuss, die Umarmung oder die Entsendung einer Taube, seine letzte große Geste Ende Januar. Diese Kraft der Symbolik war es, die in einer Welt der Bilder, einer

Mediengesellschaft gab, was der Medien ist: Visionen, Orientierung, Bilder. Aber es war keine platte Symbolik. Sie passte zu seinen Worten, zu seinen Taten, zu der Lehre, die er verkündete. Sie machte ihn nur noch authentischer und zu dem, was das Amt auszeichnet: Stellvertretung Christi.

Diese Aura der Authentizität, der Echtheit und Konsequenz bis in den Tod hat ihm etwas verliehen, was Medien seit je her anzieht: den Glanz der Wahrheit. Als Übereinstimmung des Denkens mit dem Sein, des Intellekts mit dem Tun, so hat Thomas von Aquin schon die Wahrheit definiert (adaequatio intellectus et rei). Sie nahm im Stellvertreter Gestalt an. Johannes Paul II. war ein Mann der Wahrheit und das hat die Menschen berührt und die Medien fasziniert. Diesem Faszinosum konnten sich selbst kirchenkritische Medien nicht entziehen, es betrifft ihr Wesen. Deshalb hielt es an, auch als der Papst nicht mehr dem Klischee vom sportlichen, vor Gesundheit

strotzenden, frohen Mann entsprach, sondern im Gegenteil immer gebrechlicher wurde. „Ich bin froh, seid ihr es auch!“ hauchte er am Ende den Menschen zu. Die Zeitungen machten daraus die Schlagzeile, sie verkündeten eine frohe Botschaft. Es war Liebe bis zum letzten Blick, die Liebe zum Menschen. Sie war es, die die Blätter und Bilder prägte. Ironie der Geschichte, würden Ahnungslose sagen, dabei war es nur Fügung, nur das logische Ende eines Wegs der Liebe.

Es war eine merkwürdige Teilung zu beobachten. Die Zeitungen, jene Medien also, deren Proprium die Analyse und Einordnung ist, waren eher fair, das Medium aber, dessen Proprium das Bild ist, verhielt sich teils unfair, teils sogar gehässig. Freilich, es gab auch Sendungen, die einfach erzählen ließen, vor allem am Tag des Todes und dann des Begräbnisses. Aber dazwischen

und danach herrschte „der Lärm der Menge“ (vgl. Math. 27,24), der die Frage des Pilatus nach der Wahrheit übertönte. Niemand weiß, wie oft die Pilatusfrage (Was ist Wahrheit?) in diesen Tagen in den Redaktionen gestellt wurde. Sicher ist, dass nicht wenige Redaktionen dem Lärm der 68er nachgaben und sich im trüben Wasser von Pseudo-Diskussionen die Hände wuschen. Sicher ist aber auch, dass zwei Milliarden Menschen rund um den Globus der Messe beiwohnten, und dass die Welt eine solche Massenbeerdigung noch nicht gesehen hat. Und in einem kleinen Teil dieser Welt, in der germanischen Kirchenprovinz, versuchten die Jünger des Pilatus, den provinziellen Lärm als allein seligmachend zu transportieren. Dieser Lärm wird anschwellen wie der Bocksgesang des Unglaubens. Die katholische Kirche ist des Schutzes beraubt, den Johannes Paul II. ihr aufgrund seiner Autorität und Popularität zusätzlich zum Amt verlieh. Der Nachfolger muss sich diese Popularität erst erwerben – zum Beispiel durch den Weltjugendtag – und in dieser Zwischenzeit wird das Feldgeschrei der Gottlosen als Reaktion auf die weltweite Katechese Anfang April über Tod, Auferstehung und Erlösung an Heftigkeit eher zu- als abnehmen nach dem Motto: Die Wahrheit muss übertönt werden. Man wird die Kirche als reaktionär, mittelalterlich, reformunfähig etc. verteufeln. Es wird wieder der Maßstab der Demokratie angelegt, der gefühlten Meinungen und der demoskopischen Befunde. Von der Wahrheit des Glaubens wird nur selten die Rede sein.

Das Dilemma der Journalisten

Aber allein die Bilder aus Rom, die heiteren und dennoch schmerz erfüllten, bangen Gesichter gaben – auch ohne die großartigen Kommentare von Franziskanerbruder Paulus in N24 – schon die Antwort auf die Pilatusfrage. Es war die Antwort, die Petrus selbst gab, als er dem auferstandenen Herrn sagte: „Du weißt alles, du weißt auch, dass ich dich liebe“. In der Liebe liegt die Wahrheit des Glaubens, sie ist die Frohe Botschaft. Diese frohe Botschaft der Wahrheit bleibt denen verborgen, die nicht glauben. Hier ist

das Dilemma der Journalisten. Wer dem Ereignis des Glaubens nachspüren will, wird nichts sehen, wenn er im Unglauben verharret. Mehr noch: Er wird den Impetus verspüren, alles in Kategorien der Macht zu messen und ansonsten intolerant zu vernichten. Darauf wies Johannes Paul II. selber hin, als er im Februar 2004 vor der Vollversammlung der Glaubenskongregation feststellte, dass die Medien oft die Lehrdokumente der Kirche verdrehen und daher forderte, dass „angemessene Arten der Übertragung und Verbreitung“ der Lehre der Kirche gefunden werden mögen. Die Gläubigen seien über den Inhalt von päpstlichen Lehrschreiben „aufgrund der sofortigen Reaktion und Interpretation der Medien oft eher verwirrt als informiert ... Die Aufnahme eines Dokuments ist – eher als ein Medienereignis – vor allem ein kirchliches Ereignis des gemeinschaftlichen Hinhörens auf das Lehramt und des von ganzem Herzen herrührenden Mit-Teilens der Lehre der Kirche in der Gemeinschaft“.

Der an der päpstlichen Universität vom Heiligen Kreuz in Rom lehrende Professor für Informationsanalyse und -praxis, Diego Contreras, erklärte erst im vergangenen März bei einer Tagung das Verhältnis zwischen Kirche und Medien zusätzlich mit praktischen Umständen. In der Medienberichterstattung komme die Kir-

che oft deshalb so schlecht weg, weil vorwiegend über die Reaktionen auf kirchliche Aussagen berichtet werde, die eigentlichen Inhalte aber kaum berücksichtigt würden. In Fernsehen, Radio und Printmedien gebe es die Tendenz, „über das Echo und die Antworten zu berichten, die die Stellungnahmen der kirchlichen Hierarchie auslösen. Die ursprünglichen Inhalte dieser Stellungnahmen kommen dagegen kaum zur Sprache“, bedauert Diego Contreras. Die Wahrheit werde also dadurch entstellt, dass „die Reaktionen den tatsächlichen Aussagen vorgezogen werden“. Man halte für „völlig ausreichend, kurz zu erklären, worum es in der Diskussion geht, (...) Stereotypen zu aktivieren und den eigentlichen Inhalt links liegen zu lassen.“ Dieses entstellte Kirchenbild beeinflusse dann auch die Gläubigen selbst. Denn manchmal vertrauten sie den Medien viel mehr als jene, die selbst in der Informationsarbeit involviert seien. Als andere Art von problematischer Berichterstattung über die Kirche nannte der in Rom lebende Spanier „das Berichten von wahren Gegebenheiten, die mit glaubhaften aber falschen Interpretationen angereichert werden“. Eine dritte Art bestehe im „Gebrauch von stilistischen Mitteln, die den Anschein erwecken, dass der Text auf Informationen beruht, die der Journalist zusammengesucht hat“. Als Beispiel dafür brachte

Unter den Augen der Apostel: Arbeitsbühnen für die Medienvertreter. Die größte Beerdigungsmesse aller Zeiten wurde für drei Stunden und zwei Milliarden Menschen zur Weltbühne.



Contreras die Phrase „kirchlichen Quellen zufolge“. Sie und ähnliche Quellenangaben seien oft freie Erfindungen des Journalisten, „der möchte, dass andere das aussprechen, was er sich denkt“.

Es gibt wohl kaum einen Bereich des öffentlichen und veröffentlichten Lebens, in dem so manipulativ berichtet wird, wie der Bereich des Glaubens. Der Glaube ist die größte Leidenschaft im Menschen, meinte schon der dänische Philosoph Kierkegaard. Das gilt auch für den Unglauben, und genau in diesem Sinn beschrieb auch der bretonische Denker Ernst Hello vor mehr als 160 Jahren das Treiben der Atheisten, jenen Geist des Zweifels und Kritisierens, jene immerwährende Skepsis und Kritik der allzu Vernünftigen. Er nannte diese Skepsis „die Königin der Leere“. In seinem Buch „Welt ohne Gott“ geht er diesem Negativdenken mit genialer Treffsicherheit auf den Grund. „Diese Königin der Leere hat Augenblicke der Begeisterung, die Furcht einflößen. Ihre Begeisterung ist ein schwungvoller Trieb zum Tod. Die Freude am Leugnen geht bei ihr bis zur Verblendung, und ich glaube, ich gebe die Formel für sie an, wenn ich sage: Das Nichts ist ihr Ideal.“

Im Jahrhundert nach Hello und bis in unsere Tage hinein hat der Nihilismus im öffentlichen und auch

im privaten Leben steile Karrieren gemacht. Und zwar unter verschiedenen Namen. Am gängigsten heute dürfte der Relativismus sein, das Einebnen und Aushöhlen aller Werte, das nur noch das eigene Gewissen als höhere Instanz akzeptiert – vom Ordnungsamt und der Straßenverkehrsordnung einmal abgesehen. Hier ist, wie Papst Benedikt XVI. als früherer Kardinal Ratzinger schrieb, der Kern der Krise: Es ist der Verzicht auf die Wahrheit. Die Flucht in die Autonomie des Gewissens ist wie eine zweite Selbstvertreibung aus dem Paradies. Johannes Paul II. führt sie in *veritatis splendor* mit diesen Worten vor Augen:

„Nachdem die Idee von einer für die menschliche Vernunft erkennbaren universalen Wahrheit über das Gute verloren gegangen war, hat sich unvermeidlich auch der Begriff des Gewissens gewandelt. Das Gewissen wird nicht mehr in seiner ursprünglichen Wirklichkeit gesehen, das heißt als ein Akt der Einsicht der Person, der es obliegt, die allgemeine Erkenntnis des Guten auf eine bestimmte Situation anzuwenden und so ein Urteil über das richtige zu wählende Verhalten zu fällen. Man stellte sich darauf ein, dem Gewissen des Einzelnen das Vorrecht zuzugestehen, die Kriterien für Gut und Böse autonom festzulegen und dementsprechend zu handeln. Diese Sicht ist nichts anderes als eine indi-

vidualistische Ethik, aufgrund welcher sich jeder mit seiner Wahrheit, die von der Wahrheit der anderen verschieden ist, konfrontiert sieht. In seinen äußersten Konsequenzen mündet der Individualismus in die Verneinung sogar der Idee einer menschlichen Natur.“

Liebe zum Nichts, Hass auf das Sein

Das ist die Quintessenz des Nihilismus, die Verneinung an sich. Natürlich auch der Schöpfungswirklichkeit. Verneinung als Prinzip im Dienst der eigenen Autonomie. Es ist, wie Hello prophetisch fragend schrieb, eine „Leidenschaft, die das Nichts zum Gegenstand hat. Gibt es diese Leidenschaft bei der Menschheit? Ja. Hat sie einen Sinn? Nein. Aber diese Leidenschaft enthält ein Geheimnis: Die Liebe zum Nichts ist der Hass gegen das Sein.“ Es ist der Hass auf Gott.

Das mag den meisten Skeptikern und Pilatisten so nicht bewußt sein. Der griechische Geschichtsschreiber Polybios hat einmal gesagt, Geschichte ohne Wahrheit ist wie ein Gesicht ohne Augen, und der verstorbene Nestor der journalistischen Ethik, Hermann Boverter, meinte zutreffend: „Ein Journalismus, der nicht von einem höheren Prinzip gehalten wird, produziert ohne Widerstand mit den Mitteln der Technik alle jene Ergebnisse und Wirkungen, die der jeweilige Machtorganismus ihm abverlangt. Eine blinde und bloß funktionierende Praxis vernichtet menschliche Kommunikation. Wer seine Geschäfte maschinenmäßig betreibt, der bekommt ein Maschinenherz“.

Die Suche nach der Wahrheit ist das Lebenselixier des Journalismus. Tod und Trauer um Johannes Paul II. haben gezeigt, wie maschinenhaft und herzlos weite Teile des deutschen Journalismus bereits ihre Arbeit verrichten. War es symptomatisch für ein sterbendes Volk? Es war auf jeden Fall eine Herausforderung für all jene, die in diesem Kulturkampf auf der Seite Roms stehen, jetzt erst recht standhaft zu bleiben in der Treue zum Nachfolger von Johannes Paul II, dem Heiligen Vater Benedikt XVI. □

Zeugnis des Herzens: Viele Journalisten ließen die Pilger selbst zu Wort kommen, so wie hier auf dem Petersplatz. Das verlieh dem historischen Moment Authentizität.



30 Jahre „Gotteslob“

Gedanken zum Stellenwert des Kirchenliedes

In diesem Jahr begehen wir das 30-jährige Jubiläum des Gebet- und Gesangbuchs „Gotteslob“. Nach einer zwölfjährigen Planungs- und Entstehungsphase wurde der Stammteil am 17. März 1975 von Kardinal Döpfner den Gläubigen vorgestellt. Die Tatsache, dass zum Zeitpunkt des 30-jährigen Jubiläums die Jahre des Gotteslobs gezählt sind und ein Nachfolgesangbuch ansteht, lässt den Jubel verhalten ausfallen. Betrachtet man die kirchenmusikalische Praxis anlässlich sogenannter Kinder- und Familienmessen, in welchen das Liedgut häufig zu seichten Animations- und Gemeinschaftsliedern verkommt, ist die Sorge um den Inhalt eines zukünftigen Gesangbuches nicht unberechtigt. Eine Umfrage der Unterkommission „Gemeinsames Gebet- und Gesangbuch“ aus dem Jahre 2003 mit einem Rücklauf von Antworten mehrerer tausend Personen im kirchlichen Dienst lässt den Wunsch nach Aufnahme traditioneller Lieder („Segne du, Maria“) aber auch nach Gesängen der letzten Jahrzehnte („Wenn das Brot, das wir teilen“) in den Stammteil erkennen. Erfreulich ist ein Votum für den gregorianischen Choral, den ureigenen Gesang der lateinischen Kirche. Vermisst werden im heutigen Stammteil unter anderem das Requiem sowie die marianischen Antiphonen „Ave Regina caelorum“ und „Alma redemptoris mater“. Zudem ist unter den Credo-Vertonungen des „Gotteslobs“ die klare Bevorzugung des III. Choralcredos zu erkennen. Die im Gotteslob zu findende deutsche „Interlinearvariante“ (Nr.449) hat sich – dies bescheinigt ihr die Umfrage mit dem „letzten Platz“ unter den Credo-Vertonungen

Kantor Sven Scheuren, Jahrgang 1967, ist Kirchenmusiker, diplomierter Musiklehrer und erfolgreicher Chorleiter. Als porfunder Kenner der musica sacra ist er kompetent, Chancen und Versäumnisse bei der Gestaltung von kirchlichen Gesangbüchern aufzuzeigen.

– in unseren Gemeinden aus gutem Grund nicht bewährt. Man vergleiche nur einmal die Herausarbeitung und musikalische Behandlung der Wortakzente („visibilium omnium et invisibilium“) in der lateinischen Urform und in der deutschen Nachbildung („die sichtbare und die unsichtbare Welt“)!

Wir glau - ben an den ei - nen Gott,
V den Va - ter, den All - mäch - ti - gen, der al - les
ge - schaf - fen hat, Him - mel und Er - de,
die sicht - ba - re und die un - sicht - ba - re Welt.

So wie man nun schon Vermutungen hinsichtlich des zukünftigen Gesangrepertoires haben kann, waren auch bereits einige Jahre vor Erscheinen des Gotteslobs klare Tendenzen in Bezug auf das zu erwartende Kirchenliedrepertoire erkennbar. Neben vorausgehenden Probe- und Vorauspublikationen zeigte auf diözesaner Ebene die Neufassung des 1949 herausgegebenen Kölner Diözesangebetsbuches im Frühjahr

1971 die zukünftigen Entwicklungen. Ziele dieser Überarbeitung waren damals „die Angleichung des Gebetbuches an den neuesten Stand der liturgischen Entwicklung“ und „die Überarbeitung der Lieder, Andachten und persönlichen Gebete“. So tauschte man „herzhafte Kost“ gegen „Kleinfutter“ aus: 44 Lieder, darunter überwiegend Heiligenlieder, aber auch Messgesänge wurden gestrichen. Ein neuer Anhang von 122 Nummern enthielt neben deutschen Ordinariusgesängen 35 Lieder, 14 Alleluja-Vertonungen und 51 Kehrverse oder markante Wendungen „aufgebrochener“ Lieder. Das erneuerte Kölner Diözesangesangbuch glich einem Torso. Die vielen Lücken innerhalb der Lied- und Strophennummern hinterließen ein ungutes Gefühl und zeigten die Radikalität, mit welcher traditionelles Liedgut nicht nur aus den Büchern, sondern auch aus Köpfen und Herzen beseitigt werden sollte. Ebenso fielen Litaneien, Andachtsteile (beispielsweise die Abschnitte „Für die Kinder“ und „Von den letzten Dingen“) dem Fallbeil moderner Theologie zum Opfer. Die Subjektivität und Seriosität solcher „Liederstürmerei“ erkennt man an der interessanten Marginalie, dass das 1971 ausgesonderte Einheitslied „Gott der Vater, steh uns bei“ 1975 im Gotteslob unter Nummer 305 wieder aufgenommen wurde, freilich mit einer Textveränderung: „Bewahr uns vor der Hölle Glut“ zu „Bewahre uns in deiner Güte“. Andererseits schafften zahlreiche 1971 ins Kölner Diözesangesangbuch aufgenommene Gesänge den Weg ins „Gotteslob“ nicht oder nur mit ausgewählten Strophen.

Ein beredtes Beispiel für die Eliminierung von Strophen ist das Dank-, Bekenntnis-, und Loblied „Aus meines Herzens Grunde“, ein frisches Morgenlied („greif an das Werk mit Freuden“), dessen Text auf Georg Niede (1525-1588) zurückgeht und das bereits 1625 in David Gregor Corners „Groß Catholisch Gesangbuch“ enthalten ist. Im Kölner Diözesangesangbuch ist es noch als Einheitslied und im „Gotteslob“ schließlich als ökumenisches Lied gekennzeichnet.

E



1. Aus mei-nes Her-zens Grun-de sag
in die-ser Mor-gen - stun - de und
ich dir Lob und Dank
all mein Le-ben lang, Dich, Gott, in dei-nem
Thron, will prei-sen ich und eh - ren, durch
Christum, un-sern Herren, dein ein-ge-bor-nen Sohn.

2. Du hast mich, Herr, aus Gnaden in der vergangen Nacht
vor G'fähr und allem Schaden behütet und bewacht. Ich bitt
demütiglich, wollst mir mein Sünd vergeben, womit in
diesem Leben ich hab erzürnet dich.

3. Du wollest auch behüten mich gnädig diesen Tag vor
Teufels List und Wüten, vor Sünden und vor Schmach, vor
Krankheit, Leid und Not, vor Armut und vor Schanden,
vor Ketten und vor Banden, vor bösem, schnellem Tod!

4. Mein Leib und meine Seele, mein Weib, Gut, Ehr und
Kind in dein Hand ich befehle, dazu mein Hausgeind, als
dein Geschenk und Gab, mein Eltern und Verwandten, mein
Freunde und Bekannten und alles, was ich hab.

5. Gott will ich lassen raten, der alle Ding vermag. Er segne
meine Taten, mein Werk an diesem Tag. Ihm hab ich heim-
gestellt den Leib, die Seel, das Leben und was er sonst ge-
geben; er mach's, wie's ihm gefällt!

6. Darauf so sprech ich „Amen!“ und zweifle nicht daran,
Gott wird es all zusammen in Gnaden sehen an. Und streck
nun aus mein Hand, greif an das Werk mit Freuden, dazu
mich Gott mög leiten in mein'n Beruf und Stand!

Bereits 1971 beseitigte man die dritte und vierte Strophe. Der Drang nach Auslöschung all dessen, was an des Teufels List und Wüten erinnert, war offenbar so stark, dass man darüber die Bitte um Behütung vor Krankheit, Leid und Not und sogar vor bösem, schnellem Tod mit preisgab. Weshalb dann gleich die Anempfehlung der gesamten Familie in die Hände Gottes ausgetilgt wurde bleibt uneinsichtig. Offenbar hatten die Lieddichter sprachliches Missfallen an der vierten Strophe. 1975 fiel dann auch noch die Abschlussstro-

Das Gotteslob auf Erden gibt einen Vorgeschmack auf die himmlische Herrlichkeit.

phe aus, welche um Gottes führende Hand bei der Arbeit bittet. „Darauf so sprech' ich Amen ...“.

Auffällig ist auch, dass einige der traditionellen Einheitslieder der deutschen Diözesen den Sprung in den Stammteil des „Gotteslobs“ nicht geschafft haben, sich aber immerhin in zahlreichen Diözesananhängen finden, so zum Beispiel Friedrich von Spees (1591-1635) „Tu auf, tu auf, du schönes Blut“, ein mahnend – belehrendes Bußlied in bilderreicher Sprache, dessen Melodie kunstvoll mit kleinen Melismen zentrale Begriffe hervorhebt und ins Bewusstsein des Singenden führt.

Eines der Einheitslieder der nordwestdeutschen Diözesen „Dich liebt, o Gott, mein ganzes Herz“ findet man heute in zahlreichen Diözesananhängen. Manche Diözesen kreierten

einen ganz neuen Text, andere unterlegten einen an den Orginaltext angelehnten Text der bekannten Melodie des Loys Bourgeois, welche man im „Gotteslob“ in anderem Zusammenhang findet. Dennoch sind zwei Strophen des bekannten Liedes mit leicht modifiziertem Text im Stammteil des „Gotteslobs“ unter den Gebeten zur Vorbereitung auf das Bußsakrament (Nr. 59,8) enthalten. Warum nur der Text? Etwas verwundert sucht man nach Gründen. Solche Auffälligkeiten lassen schon berechnete Kritik am Jubilar „Gotteslob“ als „unaufgeräumtem Gesangbuch“ zu. So findet man nicht nur „verirrtes Latein“ (Nr. 645 und 625) mitten in einer deutschen Gemeindeversandschaft und unter der Rubrik „Kommuniongesänge“ das „verlorene Alleluja“ (Nr. 536,4, ein altes Triumph-Alleluja), sondern auch einige Kehrverse („Herr, du hast



Worte ewigen Lebens“) und Alleluja-Vertonungen (48,2 = 235,3 = 530,7) gleich unter zwei oder drei verschiedenen Nummern abgedruckt.

Beliebtes Liedgut, in welchem Generationen unserer Vorfahren singend ihren Glauben ausgedrückt haben, bleibt uns hingegen vorenthalten. Besonders Lieder des 19. Jahrhunderts sind im Stammteil des „Gotteslobs“ rar. Messgesänge, welche die Messopferlehre zum Inhalt haben, wurden ersetzt durch Volk-Gottes-Lieder. War das nicht eine wunderbare Vorbereitung auf die Feier der heiligen Geheimnisse, wenn zu Beginn des Gottesdienstes die Gemeinde in dem Eröffnungsgesang „Wir werfen uns darnieder vor dir Gott Sabaoth“ singend bekannte: „Nach seiner Vorschrift feiern wir hier sein Opfermahl, das er uns zu erneuern voll Liebe anbefahl.“ Gewiss haben sich zahlreiche neue und neu ins „Gotteslob“ aufgenommene Gesänge in unseren Gemeinden zum festen musikalischen Bestandteil erhoben. Auch manch dröge und pseudokirchentonale Neuschöpfung der sechziger Jahre hat durchaus ihren Reiz und ist in gewissen Lebenssituationen und Gottesdiensten gebraucht und gewollt. Andererseits haben sich Lieder der „Synkopenwelle“ und befremdliche Eigentümlichkeiten wie beispielsweise das in aggressiv-gehämmerter melodisch-rhythmischer Fassung vertonte Lied zu „Tod und Vollendung“ unter Nr. 655 („Wir sind mitten im Leben“) nicht bewährt.

Auch das Prinzip der Rückführung auf die vermeintliche Urmelodie hat in manchen Fällen zu ungeliebten Wendungen geführt. Man denke hier an die zweite Strophe des Adventsliedes „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, in welcher wir alle zum gegen den Wortakzent rhythmisierten „Freu -dén - saal“ folgen oder die Rhythmik des Liedes „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“, welche uns in der revidierten Fassung

häufig Schwierigkeiten bereitet. Die zurechtgesungene Weise zahlreicher früherer Diözesangesangbücher war im Hinblick auf die technische Machbarkeit und einheitliches Singen „gemeindegerechter“, um diesen modischen Terminus zu gebrauchen. (3)

Das „Gotteslob“ bietet eine Fülle deutscher Kehrverse. Viele davon gehören inzwischen zum angestammten Repertoire der Gemeinden. Manche sind in ihrer Einfachheit oder aber auch Sperrigkeit nicht zu überbieten. Das adventliche „Komm, Herr,

komm“ (Nr.118,3) verwischt den Sinnakzent „Herr“, indem es ihn im melodischen Tiefpunkt und unbetonter Stellung plazierte. Immerhin hätte die gleiche Melodie mit der Textvariante „Komm, o Herr“ immerhin noch eine angemessene Anrede schaffen können. Vergleicht man diesen knappen Kehrsvers mit dem gregorianischen Alleluja des Sonntags „Rorate“ spürt man, welche Schätze der Liturgie wir doch eigentlich besitzen und wie diese heute häufig durch Karikaturen ersetzt werden.

Weshalb man heute immer wieder den Vorwurf der „Unverständlichkeit des Lateins“ anbringt, andererseits aber im Stammteil des „Gotteslobs“ nicht wie in zahlreichen früheren Diözesangesangbüchern und auch einigen Diözesananhängen der deutsche Text kursiv oder klein unter

dem lateinischen Text der Gesänge angebracht ist, kann man nur vermuten. Ähnlich befremdlich wirkt auch die „Gotteslobücke“ zwischen den Nummern 379 und 401, also ausgerechnet im Bereich der lateinischen Gesänge. War man hier mit seinem Latein buchstäblich am Ende? Im Unterschied zum Gotteslob enthält das „Kath. Gebet- und Gesangbuch „Weg zum Himmel/Droga do nieba“ (Oppeln 1997/2003) den gesamten „Ordo missae cum populo“ in lateinischer Sprache und in der Muttersprache. Das II. Vat. Konzil (Konstitution über die heilige Litur-

gie „Sacrosanctum Concilium“, 4.12.1963) sagt: „Der Gebrauch der lateinischen Sprache soll in den lateinischen Riten erhalten bleiben, soweit nicht Sonderrecht entgegensteht“. Der nicht unerhebliche Nachsatz dieser Aussage wurde der lateinischen Sprache zum Verhängnis. Obwohl das Gotteslob so viele lateinische Gesänge enthält wie kaum ein Gesangbuch vorher, hat es den Gebrauch der lateinischen Liturgiesprache nicht gerade gefördert. Man denke nur an das Fehlen der Hochgebete und die fragmentarische Aufzeichnung des „Asperges“ und „Vidi aquam“. Es ist auch ein Rätsel, weshalb die sogenannte „kleine Marienmesse“, die X. Choralmesse „Alme pater“ (Nr. 419 ff.), ohne Gloria abgedruckt ist. (5)

Die zu den lateinischen Ordinariumsgesängen hinzugetretenen Neuschöpfungen deutscher Ordinariumszyklen haben neben vielen brauchbaren Gesängen auch zahlreiche Kompositionen mit zu wenig Profil ins „Gotteslob“ eingebracht, welche sich nicht bewährt haben.

Die Zeit wird zeigen, welches Kirchenliedrepertoire wir singen sollen. Uns bleibt das Gebet dafür, dass wir unseren Glauben in inhaltsreichen und glaubenstreuen Gesängen bekennen dürfen und die hl. Messe nicht zur psychosozialen Sing- und Belehrungsstunde verkommt. □

EWTN

KATHOLISCHES FERNSEHEN WELTWEIT

1 über Satellit:

Europaweiter Empfang über Satellitensystem EUTELSAT
- digitaler Empfang: HOT BIRD 6/13° Ost, Transponder 154, Frequenz 11.585 MHz, Polarisation vertikal, FEC 3/4 Symbolrate 27.500 ksym/s,
Die Satelliten ASTRA 19° Ost und HOT BIRD 13° Ost können gemeinsam mit einer Multifees-Anlage (Schüssel 80 cm) empfangen werden. Nachrüstung einer ASTRA-Anlage mit geringerem Aufwand möglich.

2 über Kabel:

im modernisierten digitalen Kabel v. Kabel Baden-Württemberg –

Infos: www.kabelbw.de oder Tel. 0800-88 88 112

Technikhotlines:

Deutschland: (von 18-19 Uhr) Hr. Schuh, Tel. 02642-45 5 36; Hr. Scholz, Tel. 02863-22 89; Hr. Slotosch, Tel. 07773-235

Österreich: (von 16-19 Uhr) Hr. Dullinger, Tel. 0650-260-33 43

Schweiz: Tel. 056-241 10 45

Weitere Infos zu Programm und Empfang: Tel. 0228-934941-40

Internet:

www.ewtn.de
EWTN bietet Programme und Live-Übertragungen in bis zu vier Sprachen an – Tonkanäle: 1 Englisch, 2 Spanisch, 3 Deutsch, 4 Französisch
Deutschsprachige Zuschauer brauchen nur einmal d. Tonkanal „3“/Deutsch zu wählen. Sofern die Sendungen nicht deutschsprachig sind, wird automatisch der englische Ton angeboten.



Infos: bei www.kabeldeutschland.de oder Tel.: (0180) 52 333 25

Technikhotline:

Montag-Freitag
Deutschland: Herr Wagner, Tel: 0172-8926907 18-19 Uhr; Österreich: Herr Dullinger Tel: 0650-260-3343 16-19 Uhr; Schweiz: Herr Reinert Tel: 079-229 35 27 17-19 Uhr;

Internet: www.k-tv.at

1 über Satellit:

Europaweiter Empfang über das ASTRA-Satellitensystem
- digitaler Empfang: ASTRA 1 H, 19,20° Ost, Transponder: 113, Frequenz 12.633 (25) GHz, Polarisation horizontal, Symbolrate 22.000, FEC 5/6
Digitale Receiver (Euro 95,-) können bestellt werden: s. Hotline

2 über Kabel:

- analog: in vielen Kabelnetzen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, Liechtensteins und Luxemburgs
- digital: im Kabelpaket (KABEL DIGITAL HOME) der KABEL DEUTSCHLAND, Euro 9,- mtl.



Infos: über unsere Technikhotline: Mo.-Fr. 18-19 Uhr; Dtlid-Tel: 0700-72346737; Ausland-Tel: 00 49-700-72 34 67 37; Auch möglich via E-Mail: technikhotline@radiohoreb.de

Internet: www.horeb.org

1 über Satellit:

Astra – Satellitensystem:
- analog: Radio Horeb, Freq. 11.406 GHz (PR07 Fernsehbild), Audio 7,38 MHz, Modus mono, Polarisation vertikal

- digital: Radiokanal Radio Horeb, Frequenz 10.832 GHz, Polarisation horizontal, Symbolrate 22.000, FEC 5/6

2 über UKW:

Großraum München: Frequenz 92,4 MHz: Mo.-Fr. von 00.00-16.00 Uhr, Sa. von 00.00-06.00 Uhr und So. von 00.00-07.00, 10.00-13.00 und 14.00-18.30 Uhr;

3 über Kabel:

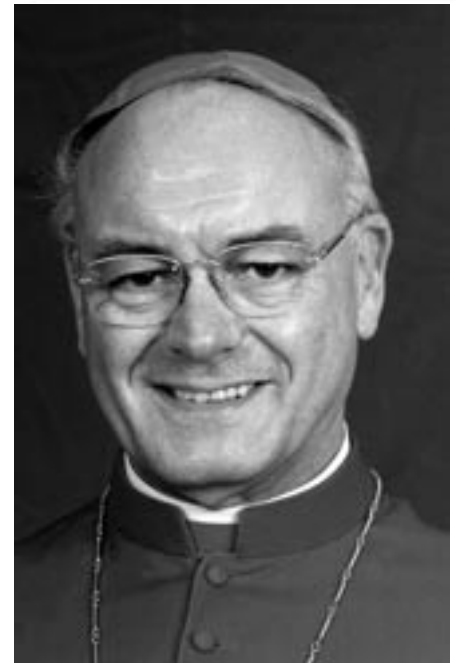
- analog: in vielen Kabelnetzen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, Liechtensteins und Luxemburgs
- digital: im Kabelpaket (KABEL DIGITAL HOME) der KABEL DEUTSCHLAND, Euro 9,- mtl.

Infos: www.kabeldeutschland.de oder unter Tel. (0180) 52 333 25

4 über Internet:

weltweit auf unserer Homepage www.horeb.org

In den Medien wird heftig und kontrovers über die Einführung von Pastoralverbänden im Bistum Fulda diskutiert. Dieses Thema wurde auch an den „Fels“ hergetragen. Wir möchten unseren Lesern die Gelegenheit geben, die Überlegungen des Diözesanbischofs zu diesem Prozeß kennenzulernen.



Fels: Exzellenz, seit wann befasst sich die Leitung der Diözese mit diesen Überlegungen und was waren die maßgeblichen Gründe dafür? Wenn der Priestermangel dabei eine wichtige Rolle spielt, hat man auch daran gedacht, das Problem unter Beibehaltung der bisherigen Strukturen durch eine ausgewogenere Zuordnung von Pfarreien und Priestern oder durch Einbeziehung von Priestern aus der Weltkirche zu lösen?

Bischof Algermissen:

In einigen Presseorganen wird der Pastorale Prozess, der 2002 in Gang gesetzt wurde, plötzlich tendenziös dargestellt, einer Kampagne gleich. Aus einer pastoralen Notwendigkeit heraus haben wir uns vor nunmehr drei Jahren diesem Prozess als Antwort auf die Wirklichkeit der Seelsorgesituation und des Priestermangels gestellt. Ich will bekennen, dass die zukünftigen notwendigen Änderungen zweifellos eine Antwort auf Not und Mangelerscheinung in unserer Kirche in diesem Land sind. Angesichts der faktischen Einbrüche

Warum Pastoralverbände?

Ein Interview mit Bischof Heinz Josef Algermissen von Fulda

muss ich als Bischof reagieren. Seit Jahren schon bewegt mich die Frage: „Was hat Gott mit uns vor?“.

Der von Ihnen angesprochene „Lösungsansatz“ ist de facto keiner: Die Erfahrung der vergangenen Jahre zeigt deutlich, dass der Einsatz von ausländischen Priestern mitunter zu Schwierigkeiten in den Gemeinden führte, über die ich als Bischof nicht hinwegsehen kann. Die von Ihnen angemahnte „ausgewogenere Zuordnung von Pfarreien und Priestern“ ist gerade und ausdrücklich Gegenstand des Pastoralen Prozesses im Bistum Fulda, das sich, wie andere deutsche Diözesen auch, überlegen muss, wie es zu zukunftsfähigen Gemeinden findet.

Fels: *Wie berücksichtigt der vorliegende Entwurf die umfassende priesterliche Aufgabe für die Gläubigen? Ist die Aufteilung der priesterlichen*

Dienste auf verschiedene Personen dem Priesterbild und der Gewinnung von Priesterkandidaten nicht abträglich?

Bischof Algermissen:

Ihre Frage könnte den Eindruck erwecken, als würden priesterliche Aufgaben nun Laien übertragen werden. Dem ist nicht so! Es geht in dem Konzept der Pastoralverbände um die Befreiung der Priester zur Seelsorge unter Beibehaltung ihrer sakramental begründeten und nicht aufgebaren Leitungsfunktion. Im Gegenteil können zukünftige Priester oder Priesteramtskandidaten sicher sein, von zuviel Verwaltungsballast, der sie von der eigentlichen Seelsorge abhält, entlastet zu werden.

Fels: *Wie kommen Pastoralverbände zustande? Werden die bisherigen Pfarreien gehört und in den Entscheidungsprozess eingebunden?*

Müssen Pastoralverbände flächendeckend in der Diözese eingerichtet werden?

Bischof Algermissen:

Die Pastoralverbände sind Ergebnis eines bistumsweiten, von mir in 2002 angestoßenen Dialogprozesses in allen Gemeinden. Den Vorschlägen der Gemeinden und Dekanate zu einer neuen Pastoralstruktur konnte ich zu meist zustimmen, d. h., dass die sich abzeichnende Form der Pastoralverbände aus den Gemeinden selbst gekommen ist und nach Prüfung im Bistum umgesetzt wird.

Fels: *Wer leitet den Pastoralverband und wie kommen verbindliche Entscheidungen zustande? Werden die Entscheidungen mit den Pfarreien des Verbundes abgestimmt und umgesetzt?*

Bischof Algermissen:

Die Leitung eines Pastoralverbundes obliegt immer einem Priester, der sich mit den weiteren, im Verbund tätigen Priestern berät und verständigt.

Prof. Dr. Hubert Gindert: *Wie endgültig ist der vorliegende Entwurf des „Gesetzes über Pastoralverbände im Bistum Fulda“?*

Bischof Algermissen:

Den vorliegenden Entwurf des „Gesetzes über Pastoralverbände im Bistum Fulda“ habe ich den Gemeinden und allen Verantwortlichen des Bistums vorgelegt. Er wurde gründlich kirchenrechtlich durchgearbeitet. Eine endgültige Entscheidung dazu steht noch aus, weil die Anmerkungen der Gemeinden und Dekanate derzeit noch berücksichtigt werden. Klärende Änderungen sind noch zu erwarten.

Herzlichen Dank für das Gespräch. Das Interview führte Prof. Dr. Hubert Gindert



Geist im Gedränge

Anmerkungen und Beobachtungen auf dem Weg nach Pfingsten



Dr. phil. Josef Arquer wurde 1930 in Barcelona geboren. Dort studierte er Archäologie und Geschichte, später in Rom Philosophie und Theologie. Er ist Priester der Personalprälatur Opus Dei, 1955 geweiht. Seitdem lebt er in Deutschland: in Bonn, Köln, Aachen und gegenwärtig in Trier Neben der Seelsorge in Studentenkreisen und in der Erwachsenenbildung, ist er auch als Verfasser und Übersetzer spiritueller Literatur und freier Publizist tätig.

Von den äußeren Zeichen zum Heiligen Geist

Wenn nur die Konkretheit und Fassbarkeit der sinnhaften Erfahrung in denkende Weisheit übertragbar wäre! Wenn Sehen schon Erkennen und Hören schon Berühren wäre! Aber nein: Wir brauchen Zeichen, wir müssen sie deuten und werten. Die Grenzen des Verstandes und die Konkretheit der Sinne sind kein Hindernis dafür, wohl aber die Unüberschaubarkeit der vielen Angebote, die den Anspruch erheben, bedeutungsvolle Zeichen zu sein. Zeichen sind die Sprache des Geistes und dessen Hülle. In unserer Zeit der totalen Kommunikation sind jedoch viele äußere Zeichen nur noch Hüllen, die aus Leere bestehen – wie bunte, dehnbare Luftballons: Gummiwörter und Gummibegriffe, die – je nach der persönlichen Stimmungslage – allerlei Deutungen erlauben. Das Ich wird zu einem alles verschlingenden schwarzen Loch – von der seltsamen Schwerkraft des Banalen erdrückt. Der Strom des Schauens verliert sich im Dickicht der Deutungen, die sich durch rasches Wechseln der persönlichen Wertung entziehen. Geist im Gedränge ... Der asiatische Buddha mit geschlossenen Augen kennt diese Sorgen nicht – aber er kennt auch nicht den Frühling und die herrliche Schönheit des Sinnhaften.

Die Kirche lässt uns den Heiligen Geist anrufen, „der Herr ist und lebendig macht“. Er ist nicht nur die Gabe Gottes an uns, sondern auch der Geber selbst, göttliche Person. Die Tür zum Mysterium, die sich dem Schauenden andeutet, kann durchschritten werden: wir haben Anteil am Leben des dreieinigen Gottes. Schauen wird zu Anbetung. Das „Gegenüber“, das wir beim Staunen dunkel erahnen, ist eine göttliche Person, die sich uns schenkt. Staunen

Die einen merken nur nebenbei das Aufblühen der Natur – vielleicht am grünen Streifen am Rande der Autobahn – und stellen sachlich die Wiederkehr eines natürlichen Phänomens fest. Die anderen jubeln mit schier heidnischer Freude wegen des Zusammenklangs von Farbe und Duft. Frühling ist wahrscheinlich die Zeit, in der sich der Mensch ganz unbeschwert als Teil der Natur empfinden kann. Ein Kirchenvater muss es so empfunden haben, als er schrieb, Gott habe die Welt im Frühling erschaffen ...

Im Frühling scheint die Natur alles abzulegen, was sie sonst in unserem Empfinden unheimlich macht. Überall Zeichen des Lebens und des Wachsens – auf der Wiese wie im Asphalt der Straße. Wenn der alte Grundsatz der klassischen Philosophie stimmt – „Nichts kommt in den Verstand, das zuvor nicht in den Sinnen gewesen wäre“ –, dann dürfen wir im Frühling bei solch einem Frohlocken der Sinne eine besondere Regsamkeit des Geistes erwarten.

Aus dem Schauen erwächst das Staunen, und dieses öffnet sich der Ahnung einer möglichen Unbegrenztheit, wenn die Realität uns – zuerst in der Gestalt des Schönen – anspricht. Der unvoreingenommen

Schauende gibt gerne zu, daß er die Wirklichkeit weder ganz fassen noch beschreiben kann. Die Erkenntnis zwingt zur Demut. Eine Tür zum Mysterium deutet sich an; sie kann später – wenn der übernatürliche Glaube anklopft – durchschritten werden. Außerdem weitet sich bei diesem demütigen Schauen sogar unser Bild der natürlichen Wirklichkeit aus. Sie erscheint nicht mehr als bloßer „Gegenstand unserer Beschäftigung“; auch das „Zwecklose“, das im Alltag nicht lockt, wird sichtbar: der Löwenzahn, das Gras ... Wir empfinden dann ein vages Gefühl der Dankbarkeit und wünschen uns ein Gegenüber, das mehr ist als nur Natur, und blühende Wiesen und Sonnenuntergänge. Aber unserem Blick nach innen fehlt die Eindeutigkeit des von den Sinnen vermittelten Blicks. Soll man wirklich für die blühende Wiese danken? Hat das verschwommen erahnte – oder vielleicht nur ersehnte – Gegenüber wirklich uns den Zipfel seines Mantels anfassen lassen, damit andere, tiefere Sehnsüchte erwachen? Trotz aller Unschlüssigkeit darüber – nur der Glaube kann sie beseitigen – drängt sich in uns die Annahme auf, dass beim Schauen eine Art Dialog beginnt, der nur möglich ist, weil wir selber Bild und Gleichnis sind.

wird zum Gebet. Der Heilige Geist „wohnt in der Kirche und in den Herzen der Gläubigen wie in einem Tempel, in ihnen betet er und bezeugt ihre Annahme an Sohnes statt“, heißt es in einem Text des 2. Vatikanischen Konzils, mehrere Stellen der Heiligen Schrift zusammenfassend.

Die Liturgie nennt den Heiligen Geist „Spender der Gaben“ und auch „Vater der Armen“. Er macht uns reich. Vor allem schenkt er uns die Gabe der Kindschaft. In ihm dürfen wir rufen: „Abba, Vater“. Aber auch das Sinnhafte erfährt seine Berührung. Im alten Hymnus „Komm Schöpfer Geist“ betet die Kirche: „Accende lumen ... „Zünde an ein Licht ... In den Herzen? Noch nicht: zuerst in den Sinnen – „... sensibus“. Es ist die Bitte an den Heiligen Geist, er möge unsere Sinne hell und durchblickend machen, so dass wir nicht beim Reiz der missratenen Zeichen stehen bleiben, sondern vom Schauen und Staunen zum Frohlocken über die Werke Gottes gelangen. Nicht nur, wenn wir in uns einkehren – auch wenn wir uns mit den Sinnen nach außen wenden, dürfen wir rufen: „Abba, Vater“. Es ist der Weg der Bergpredigt. Jesus lässt die Menschen auf die Vögel und die Blumen schauen, um sie dann an den Vater im Himmel zu erinnern.

Geist im Gedränge

Unser Geist steht im Gedränge vieler Stimmungen, die in der Luft liegen und die wir „einatmen“. Es wäre anregend, das paulinische Wort von den „Geistern im Bereich der Luft“ in diesem aktuellen Sinne zu deuten. Die innere Gestaltung des Menschen auf Christus hin, die die Liturgie mit Worten wie „Lenken“ und „Beugen“ auf das Wirken des Heiligen Geistes bezieht, wird von vielen Götzen nachgeäfft.

Zuerst behelligt uns der rohe Umgang mit den Sinnen. Der Augenblick kann das Sinnhafte nur in seiner Rohform erfassen: als oberflächlicher Reiz, dem Zoologischen nahe. Er macht außerdem geschichtslos und beraubt uns des Bewußtseins, daß wir von den Traditionen leben. Dort, wo es an Zeit, an Stille, an Sammlung fehlt, kann man nicht in die Vergangenheit und Zukunft schauen. Das Heute allein als Maßstab - das ist die dürre Gestalt eines Baumstammes ohne Wurzel und ohne Blätter, ohne Wissen um den Ursprung der Vitalität und um den Sinn.

Unser Geist steht auch im Gedränge des Machens. Das „Es muss etwas geschehen“ ist eine Variante des Kults des Augenblicks. Man will sofort ankommen, ohne zu wissen,

wohin. Dahinter mag sich mangelnde Vertrautheit mit den Gesetzen des natürlichen Wachstums zeigen. Wer alles von seinem Machen abhängig sieht, ist in Eile. Das Verrinnen der Zeit macht ihn bange. Er ist unfähig zu hoffen, und nicht selten endet sein Tatendrang in Resignation und Verbitterung, wenn er das Ungenügen seiner Kräfte merkt. Manche Humorlosigkeit und manche Aggressivität solcher „Macher“ – bis hin zu der nur scheinbar entgegengesetzten Nullbock-Mentalität – lassen sich so erklären.

Unser Geist steht auch im Gedränge des Funktionierens. Auch ein gut funktionierender Leerlauf hat seinen gefährlichen Reiz. Der Umgang mit Bedienungsanweisungen kann das echte Leben ersetzen – vorteilhaft sogar, weil dadurch eine Scheinwelt entsteht, die zu der Wirklichkeit parallel läuft und deswegen niemals entlarvt wird.

Auch das „Faktische“ bedrängt den Geist. Es gibt eine „Normalität“ der Fakten und Verhaltensweisen, die sich nicht nach der „inneren Wahrheit des Menschen“ richtet, sondern nach den Stimmungen draußen. Es beginnt mit dem Ersetzen von „Gut und Böse“ durch Verhaltensnormen, die man zuerst noch als „Werte“ einstuft. Dann werden auch diese „Werte“ relativiert, und am Ende steht nur Willkür, Zufälligkeit, das Black-out des Gewissens.

Und so steht der Geist schließlich im Gedränge der Unverbindlichkeit der Lebenshaltungen, der bewussten oder unbewussten Lebenslügen. Vielen ist es gleichgültig, nach welchen Grundsätzen sie leben, wenn es nur ohne Zumutungen geht. Die Kunst der Anpassung ersetzt die alten vier Kardinaltugenden, die „cardo“ – Türangel des



Der Heilige Geist und die Barmherzigkeit: Ein Glasfenster der Bonner Künstlerin Irene Rothweiler, gefertigt für die Kapelle in Haus Rehde. Die Tropfenform als bewegliches, fließendes Motiv steht auch symbolhaft für die Feuerzungen des Heiligen Geistes, für die Blutstropfen der Hingabe Christi, für die Tränen der Muttergottes um den leidenden Sohn.

Lebens – sind. Gerechtigkeit ist amputiert, Klugheit wird zu Strategie, Starkmut erschwert die Anpassung, Zucht und Maß lohnen nicht mehr, weil Maßstäbe von Fall zu Fall gesetzt werden.

Nicht wenige meinen, in all diesen Erscheinungen „Zeichen der Zeit“ zu erkennen, die aufzuspüren sind. Nach der rollenden Welle des Augenblicks geraten sie in weltanbetende Ekstase oder in weltverneinende Unruhe. Es ist leicht, „prophetisch“ das zu verkünden, was Menschen tun, statt ihnen zu sagen, was sie tun sollen. Echte Propheten sind ihrer Zeit voraus und verkünden – meistens unverstanden und als uneinsichtig apostrophiert – was die Zeit braucht. Denn es ist immer verdächtig, wenn man die Zeichen der Zeiten in Eile draußen sucht, statt im eigenen Inneren.

Ein Christ, der glaubt, beschränkt sich nicht darauf, sich zeit- oder weltgemäß zu verhalten. Er weiß, dass die Urworte des Geistes Bekehrung und Befreiung sind. Seine Hoffnung stützt sich nicht auf Götzen, die eine falsche Zeichenhaftigkeit durch die Lüfte verbreiten, sondern auf den Geist, der in den Menschen wirkt, damit „das Angesicht der Erde erneuert“ werde.

„Der Große Unbekannte“, so hat der hl. Josefmaria Escrivá den Heiligen Geist genannt. Und doch ist dieser Unbekannte das „Schlüsselwort“, das uns die Zeichen Gottes in seiner Schöpfung deutet. Deshalb betet die Liturgie zu ihm: „Wasche, was befleckt ist; tränke, was da dürre steht“. Es ist, als ob sie sagen möchte: Nur Du kannst das Chaos in Geist und Sinnen bannen. Ohne Offenheit für das Wirken des Heiligen Geistes bleibt die Schöpfung unentschlüsselt, rätselhaft, gelegentlich auch unheimlich. Romano Guardini soll einem ängstlichen Intellektuellen im Konflikt zwischen Zweifel und Vertrauen gesagt haben: „Wissen Sie denn nicht, dass Ihr Verstand auch getauft ist?“ In einer Zeit des Konflikts mit den Götzen der Sinne, die den Geist ins Gedränge stürzen, mag die Frage helfen: Wissen wir nicht, dass unsere Sinne auch getauft sind?

Wir brauchen den „Großen Unbekannten“ und finden ihn – draußen und drinnen. □

Ulrich L. Lehner:

Zwischen Kant und Christus:

Der Philosoph Giovanni Sala SJ wird 75



Ulrich L. Lehner, geb. 1976, verheiratet, ein Kind. Studium der Philosophie und kath. Theologie in Regensburg, München und Notre Dame/In. (USA), Assistent am Lehrstuhl für Fundamentaltheologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, Publikationen zur Theologie- und Kirchengeschichte und zur Philosophie Immanuel Kants.

Am 28. April 1930 in Terno d’Isola/Lombardei geboren, studierte Giovanni Sala nach seinem Eintritt in den Jesuitenorden Theologie an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom und Philosophie an der Philosophischen Fakultät *Aloisianum* in Gallarate/Italien. Vor allem sein Lehrer Bernhard Lonergan, der als einer der bedeutendsten katholischen Denker des 20. Jahrhunderts gilt, hat ihn während dieser Zeit geprägt. Er wurde an der Universität Bonn bei Prof. Gottfried Martin mit einer Arbeit über „*Das Apriori in der menschlichen Erkenntnis. Eine Studie über Kants Kritik der reinen Vernunft und Lonergans Insight*“ promoviert.

Zunächst lehrte er als Professor an der Philosophischen Fakultät *Aloisianum* in Gallarate, seit 1971 dann an der *Hochschule für Philosophie – Philosophische Fakultät SJ* in München. Schwerpunkte seines unermüdlichen Schaffens sind die Erkenntnistheorie, die Ethik und die Philosophie Kants und Lonergans. Auch auf kirchlichem Gebiet hat Sala viele Diskussionen befruchtet und stimuliert – vor allem durch Aufsätze, in denen er die rational-philosophischen Voraussetzungen katholischer Wahrheiten thematisiert hat. Sein Einsatz für den Schutz des ungeborenen Lebens und sein Kampf gegen eine Verflachung des Gewis-

sensbegriffs haben ihn über die theologischen Fachzirkel hinaus bekannt gemacht.

In der Auslegung der Werke Immanuel Kants nimmt Giovanni Salas „*Kant und die Frage nach Gott*“ (1990) einen herausragenden Stellenwert ein. Es gehört zu den international am häufigsten herangezogenen deutschen Kantbüchern. Ähnliches steht auch von seinem kürzlich erschienenen Kommentar zu „*Kants Kritik der praktischen Vernunft*“ (2004) zu erwarten. Daher ist der 75. Geburtstag von Prof. Dr. Giovanni Sala SJ ein willkommener Anlass, sein Engagement als Lehrer und Forscher zu ehren und einige seiner wichtigsten Beiträge zur Philosophie Immanuel Kants (1724–1804) und Bernhard Lonergans (1904–1984) in einem Sammelband zusammenzustellen. Seit Jahrzehnten beschäftigt sich der Jubilar mit den Werken Kants und interpretiert sie – abseits vom philosophischen Mainstream – unter aristotelisch-thomistischen Vorgaben bzw. aus der Perspektive seines Lehrers Lonergan. Kants Transzendentalphilosophie als „Hinwendung zum Subjekt“ ist in der Auslegung Salas auf halbem Weg stehen geblieben, weil Kant eher auf die Objektkonstitution als auf eine Erhellung der Subjektivität zielt. Dagegen vermag

eine introspektive Analyse menschlichen Handelns und Wollens – etwa nach der Art Lonergans –, eine solche „Hinwendung zum Subjekt“ zu leisten. Dabei wird die Rationalität des Menschen an ihrer Quelle freigelegt, die der christliche Glaube voraussetzt und vollendet.

Die philosophische Festschrift „*Kant, Lonergan und der christliche Glaube*“ wird mit einem Grußwort von Kardinal Joachim Meisner (Köln) eröffnet, der Sala als Grenzgänger zwischen Theologie und Philosophie ehrt und auch sein Engagement um einen sittlich einwandfreien Schutz ungeborener Kinder von Seiten der Kirche hervorhebt, der nicht nur aus christlicher Motivation, sondern auch aus dem philosophisch geprägten Bewusstsein von der Würde jedes einzelnen Menschen hervorgeht. In ihrer Einleitung stellen die Herausgeber Ulrich Lehner und Ronald Tacelli SJ den Jubilar als einen akademischen Lehrer vor, der es versteht, seine Schüler zu einem Dialog mit den großen Denkern der Geschichte heranzuführen. Dies ist aber nur möglich, weil Sala ein echtes Streben nach Wahrheit an die einzelnen Fragestellungen heranträgt und sich nicht mit einer historischen Analyse oder einer systematischen Darlegung zufrieden gibt. Er dringt vielmehr zum Kern der philosophischen Positionen vor und setzt sich mit diesen auseinander. Wie jede ehrliche Suche nach Wahrheit nur unter Anstrengung geschieht, so setzt auch die Lektüre der Schriften Salas eine solche voraus, um auf dem Weg der Wahrheitssuche mitzugehen. Die Schriften des Bandes gliedern sich in Beiträge zu Kants „*Kritik der reinen Vernunft*“, „*Kritik der praktischen Vernunft*“ und „*Religionsschrift*“. Ein viertes Kapitel umfasst Beiträge zur Philosophie Bernhard Lonergans sowie des hl. Thomas von Aquin, deren Systeme die Interpretation der kantischen Werke durch Sala besonders prägt. Am Ende des Werkes findet sich eine umfangreiche Bibliographie der philosophisch-theologischen Schriften Giovanni Salas.



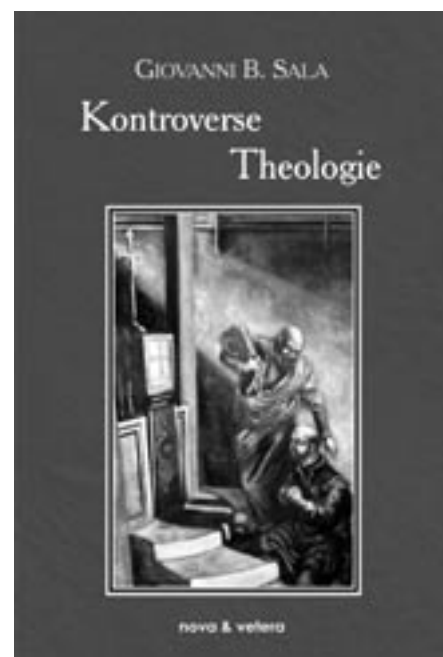
Professor Giovanni B. Sala SJ, ein verdienter Lehrer der Kirche

Die theologische Festschrift „*Kontroverse Theologie*“ richtet sich hingegen an den breiten Leserkreis derjenigen, die Interesse am christlichen Glauben und seiner philosophischen Begründung haben. Wiederum sind Beiträge von Prof. Sala zusammengetragen worden, diesmal allerdings zu den „heißen Eisen“ der Theologie. In fünf umfassenden Komplexen, auf 370 Seiten, behandelt der Autor die neu aufgeworfenen Probleme der Fundamentaltheologie, der Pastoral, der Ökumene, der kirchlichen Lehrautorität und der Moraltheologie. Themen wie die „Zulassung Geschiedener zur Kommunion“, „Können Laien Pfarrer sein“ oder „Gewissen – letzte Norm des Handelns“ werden hier dargestellt und analysiert. Damit gelingt ihm eine beeindruckende Neubegründung der vernunftmäßigen Strukturen christlichen Glaubens. Er leistet so einen wahrhaft ‚therapeutischen Dienst‘ (E. Biser) an der Theologie, den jeder Leser seines Buches zu schätzen wissen wird. Man kann dieses Buch wohl nicht besser als Kardinal Scheffczyk zusammenfassen: „Die hier mit der Kraft des eindringenden Denkens gewonnenen Einsichten [...] sind in ihrer unpolemischen, vornehmen

Darlegung anziehend und gewinnend, so dass der Zusammenhang und die Einheit des denkenden Glaubens offenbar wird.“ □

G. Sala: Kant, Lonergan und der christliche Glaube, herausgegeben von Ulrich L. Lehner und Ronald K. Tacelli, Nordhausen: Bautz Verlag 2005, gebunden, 570 S. ISBN 3-88309-236-3. 100 Euro.

G. Sala: *Kontroverse Theologie*, herausgegeben von Ulrich L. Lehner und Ronald K. Tacelli, Bonn: Nova et Vetera Verlag 2005, ISBN 3-936741-00X. 22,50 Euro.



Die Wechselwirkungen zwischen Theologie und Philosophie

Die Glaubenswissenschaft und die Erfordernisse der philosophischen Vernunft

Das Wort Gottes richtet sich an jeden Menschen, zu jeder Zeit und an jeden Ort der Erde; und der Mensch ist von Natur aus Philosoph. Die Theologie, als durchdachte wissenschaftliche Erarbeitung des Verständnisses dieses Wortes im Lichte des Glaubens, kann sowohl für manche ihrer Verfahrensweisen wie auch für die Erfüllung bestimmter Aufgaben nicht darauf verzichten, mit den Philosophen in Beziehung zu treten, die im Laufe der Geschichte tatsächlich gearbeitet worden sind. Ohne den Theologen besondere Methoden empfehlen zu wollen, was dem Lehramt auch gar nicht zusteht, möchte ich vielmehr einige Aufgaben der Theologie ins Gedächtnis rufen, bei denen aufgrund des Wesens des offenbarten Wortes der Rückgriff auf das philosophische Denken geboten ist.

Johannes Paul II. Enzyklika *Fides et ratio* (Glaube und Vernunft) Ziff. 64

Ein verdrängter Völkermord: Armenier-Massaker 1915/16



Dr. phil. Gerd Stricker

Geb. 1941 bei Breslau/Schlesien; 1946 Vertreibung – Leipzig 1946; Flucht in den Westen 1957; Studien der Slawistik und Geschichte – Schwerpunkt: Osteuropäische Geschichte und osteuropäische Kirchengeschichte. Tätigkeit am Ostkirchen-Institut der Ev.-theol. Fakultät der Universität Münster, seit 1987 am Ostkirchlichen Institut G2W in Zürich.

Monographien zur russischen Kirchengeschichte sowie zu Geschichte und Kirchenleben der Deutschen in Russland und zahlreiche Arbeiten zu Geschichte und Gegenwart der Orthodoxen, Katholiken, Lutheraner, Baptisten sowie der Juden im russischen Reich und der Sowjetunion.

Armenier in aller Welt gedenken in diesem Jahr zum 90. Mal des türkischen Völkermords, der in Konstantinopel/Istanbul am 24. April 1915 mit der Verhaftung und späteren Ermordung von 600 armenischen Intellektuellen begann und mit dem Tod von etwa eineinhalb Millionen und der Flucht von 300.000 Armeniern nach Russisch-Armenien endete. Die historische Forschung hat anhand türkischer Dokumente und zeitgenössischer Zeugenberichte klargestellt, dass dieses Blutbad von den höchsten Stellen, den höchsten Beamten des Osmanischen Reiches gesteuert wurde und daher als Genozid einzustufen ist.

Die Türkei als Rechtsnachfolgerin des Osmanischen Reiches bestreitet das bis zum heutigen Tage. In Wirklichkeit habe es sich um eine prophylaktische Umsiedlungsaktion gehandelt, die notwendig war, weil die Armenier revolutionäre Aufstände und Sabotageakte vorbereitet hätten; immerhin habe man im (Ersten Welt-) Krieg gestanden. Von türkischer Seite

versucht man sogar, die Armenier zu Tätern und die Türken zu Opfern zu machen, indem zuweilen behauptet wird, die Zahl der türkischen Opfer sei größer gewesen als die der armenischen; und man versucht meist mit Erfolg, diese verdrehte Sicht der Dinge mit politischem und diplomatischem Druck international durchzusetzen. Die Türkei hatte eine Schlüsselposition dem im Kalten Krieg – zwischen kommunistischem Osten und der „Freien Welt“, und heute nimmt sie eine Brückenfunktion zwischen dem Westen und der islamischen Welt ein. Deshalb konnte sie bisher mit größter Rücksichtnahme ihrer Partner in NATO und Europäischer Union rechnen.

Dreifaches Trauma

Die Armenier in aller Welt leben noch immer unter einem dreifachen Trauma – erstens des Erlittenen selbst, zweitens der Leugnung des Verbrechens durch die Täter und drittens des Nichtwahrhaben-Wol-

len des Genozids durch große Teile der Außenwelt. Für „Völkermord“ – „Genozid“ gibt es zahlreiche Definitionen. Völkermord ist die gezielte physische Vernichtung eines Volkes, einer ethnischen, rassischen oder religiösen Gruppe mit unwiderruflichen biopolitischen Folgen; organisierte, systematische Vernichtung unschuldiger Menschen durch eine Staatsbürokratie, wobei der Völkermord in der Regel mit „ethnischer Säuberung“ einhergeht. Der Holocaust an den Juden im Dritten Reich ist das düsterste Beispiel in der jüngsten Geschichte.

Die Verhaftung jener 600 armenischen Intellektuellen durch türkische Polizei und ihre Ermordung bildeten den Auftakt für den Genozid der Jahre 1915 und 1916. Aber es hatte bereits 20 Jahre zuvor antiarmenische Pogrome gegeben: Bereits zwischen 1894 und 1897 waren 312.000 Armenier ermordet worden; bis 1897 wurden allein in Kilikien (Hauptorte: Adana und die Hafenstadt Mersin) 2500 armenische Dörfer und 500 Kirchen zerstört, 300 in Moscheen umgewandelt. Und nach 1904 kam es am Van-See zu weiteren Pogromen. Der evangelische Pastor Dr. Johannes Lepsius, der die Vorgänge von 1915/16 publizistisch ins internationale Bewusstsein zu rücken versuchte, war durch die Pogrome nach 1895 auf die „armenische Frage“ aufmerksam worden.

Historische Bürde

Das Schicksal des armenischen Volkes ist nicht zuletzt bestimmt durch seine verhängnisvolle geopolitische Pufferlage zwischen dem Hochland von Anatolien und dem Iran. Teilungen und Fremdherrschaft bilden gleichsam den roten Faden in der Geschichte Armeniens, wo übrigens bereits 301 das Christentum

als Staatsreligion eingeführt worden war. Westarmenien (d.h. das heute türkische Ost-Anatolien) gelangte 1375 unter die Herrschaft der Seldschuken und später der Osmanen (= Türken); Ost-Armenien (die frühere Sowjetrepublik bzw. das heutige freie Armenien) hingegen wurde von den Persern unterworfen und 1826/27 dem Russischen Reich einverleibt – hier, in Etschmiadzin, befindet sich der Sitz des kirchlichen Oberhauptes: des Patriarchen-Katholikos der Armenier in aller Welt.

Im muslimisch geprägten Osmanischen Reich genossen die Armenier, obwohl zur christlichen „raja“ gehörig und damit Bürger zweiter Klasse, zahlreiche Privilegien. Sie wurden von den Türken als „das treue Volk“ geschätzt, sie bereicherten das ausgedehnte Land durch Handel, Handwerk und Kunstfertigkeit. Der Niedergang des Osmanischen Reiches (der „Kranke Mann am Bosphorus“) wurde mit dem verlorenen russisch-türkischen Krieg von 1877/78 offenkundig und zog die Armenier in seinen Strudel. Sie wurden, wie die Juden während europäischer Krisen, als Fremdkörper empfunden und oft als geschäftstüchtige Schmarotzer beschimpft, die sich auf Kosten der muslimischen Bevölkerung bereicherten. Die innenpolitische Schwäche des Reiches nutzten die Armenier, um Reformen, vor allem Gleichstellung mit den Türken zu fordern. Die „armenische Frage“ wurde zum Politikum.

Da die Armenier in ihren angestammten Gebieten „Westarmeniens“, also Ost-Anatoliens, die absolute Bevölkerungsmehrheit gegenüber Türken und Kurden bildeten, befürchtete man in Konstantinopel, dass die armenischen Forderungen in ihrem Anspruch auf politische Autonomie gipfeln würden. Denn das Osmanische Reich hatte auf dem Balkan schon einen großen Teil seiner christlichen Provinzen verloren. Das osmanische „Westarmenien“ jedoch musste türkisch bleiben. Deshalb wurden armenische Freiheitsregungen gnadenlos unterbunden. Im Zeichen des Pan-Islamismus wurde eine beispiellose anti-armenische Agitation in Gang gesetzt; und die Kurden wurden gleichsam auf die Armenier „abgerichtet“, ihre berüch-



Orte des Genozids an den Armeniern

tigte „Hamadye-Kavallerie“ mitten in die armenischen Siedlungsgebiete verlegt.

Nationaler Fanatismus der „Jungtürken“

Die Verfolgungen der 1890er Jahre hatten zur Folge, dass die politisch denkende Klasse unter den Armeniern Anschluss an die politische Opposition im Osmanischen Reich, an die sog. Jungtürken, suchte, die den islamischen Fanatismus der herrschenden Monarchie, personifiziert in Sultan Abdul Hamid II., bekämpfte. Die Jungtürken machten dieses Regime für den Verfall des Osmanischen Reiches verantwortlich. Nachdem 1909 der Sultan gestürzt worden war, zeigte sich aber, dass die Jungtürken lediglich den religiösen Fanatismus des alten Regimes abgelehnt hatten, dessen fanatischen Chauvinismus jedoch fortführten. Wie das alte Regime wollten sie den territorialen Restbestand des Osmanischen Reiches mit allen Mitteln sichern. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass das türkische Staatsvolk nur ein Drittel an der Gesamtbevölkerung ausmachte, waren die Jungtürken bereit, Autonomieforderungen nicht-muslimischer Bevölkerungsteile gnadenlos entgegenzutreten.

Genozid – versteckt unter dem Mantel des Ersten Weltkriegs

Der Erste Weltkrieg bot den Jungtürken die Möglichkeit, die bereits angedachte „Endlösung“ der Armenierfrage ohne großes internationa-

les Aufsehen durchzuführen. Diese sollte verhindern, dass die überwiegend armenisch besiedelten Gebiete Ost-Anatoliens, „West-Armenien“ und Kilikien, durch Abtrennung dem Osmanischen Reich verloren gingen oder nur durch unbequeme politische und kulturell-religiöse Zugeständnisse gehalten werden könnten. Der neuen Ideologie „Die Türkei – Heimat türkischer Bürger“ stand die Existenz nationaler und religiöser Minderheiten prinzipiell entgegen.

Zu Kriegsbeginn 1914 wurden alle männlichen Armenier zwischen 18 und 50 Jahren, aber auch ältere, in die türkische Armee einberufen, danach wie Staatsverräter entwaffnet und viele von ihnen unter dem Vorwand, als Saboteure und Spione Vaterlandsverrat betrieben zu haben, erschossen. Die übrigen mussten in Strafkompagnien unter mörderischen Bedingungen Zwangsarbeit leisten. Wer Unterernährung, Durst, Zermürbung, Krankheiten oder Unfälle überlebte, wurde irgendwann von den Wachmannschaften umgebracht.

Der Todeszug in die Wüste

Frauen, Kinder und alte Menschen in der Provinz (und Männer, die von der Armee-Aktion nicht betroffen gewesen waren) wurden „umgesiedelt“, wie es offiziell hieß. Die Türken selbst sprachen unverhohlen von Säuberung – „paklamak“. Den „Umsiedlern“ wurde erklärt, die Behörden hätten ihre Ehemänner, Väter und Söhne, die in Wirklichkeit meist schon ermordet waren, nach Mesopotamien (heute: Syrien) verbracht.



Der jüdische Dichter Franz Werfel hat die Geschichte des Genozids an den christlichen Armeniern literarisch dargestellt. (ISBN 3-596-29458-4)

Frauen, Kinder und Greise würden nun ihren männlichen Verwandten zugeführt. Innerhalb von wenigen Stunden mussten die „Umsiedlerinnen“ dorfweise antreten. In endlosen, oftmals Tausende zählenden Marschkolonnen bewegten sie sich gen Süden, bewacht von Polizisten und Soldaten. Ein erheblicher Teil ist auf dem Marsch in die mesopotamischen Wüsten gestorben – an Krankheiten, verweigerter medizinischer Hilfe, an Hunger und Durst, an Erschöpfung; viele Frauen begingen Selbstmord.

Da den türkischen Befehlshabern das Marschtempo der Erschöpften zu langsam war, gingen nicht wenige dazu über, gezielt ein rasches Ende des Todesmarsches herbeizuführen. Sie verständigten die Dorfvorsteher türkischer oder kurdischer Orte, die an ihrer Route lagen. Wenn diese Hunderte oder Tausende Muslime aufgeboten hatten, wurden die „Umsiedlerinnen“ zusammengetrieben und umzingelt. Dann begann die zuweilen tagelange Durchsuchung der Frauen. Die Armenierinnen führten offen oder in Kleidersäume eingnäht mit sich, was Wert besaß: Geld und Schmuck. Von den „beschlaggenommenen“ Schätzen erreichte den türkischen Fiskus nur ein Teil;

das übrige behielten Befehlshaber, Wachmannschaften und Plünderer für sich.

Frauenschicksale

Waren die Durchsuchungen abgeschlossen, konnten sich die Männer die schönsten Mädchen und Frauen für ihren Harem aussuchen. Danach folgten die schauerhaftesten Stunden. Blutrünstig stürzte sich die fanatisierte islamische Bevölkerung auf die wehrlosen Frauen, Greise und Kinder. Der Befehlshaber eines solchen Zuges Todgeweihter, selbst ein Massenmörder, an dessen Händen angeblich das Blut von 42.000 Armeniern klebte (Palakjan 24), erklärte: Im Krieg habe man Patronen schonen wollen und sich daher der islamischen Bevölkerung bedient. Diese Menschen hätten „alles mitgenommen, was gerade in die Hände fiel: Beile, Äxte, Sichel, Stöcke, Spitzhacken, mit denen man [...] zuschlug und das Opfer zu Boden warf. Schließlich tat ein jeder, wonach ihm gelüstete [...].“ Grigoris Palakjan, ein armenischer Bischof, berichtet erschüttert, wie wehrlose 6400 Frauen und Kinder abgeschlachtet worden waren. „In der Tat fällt es schwer, sich vorzustellen, wie diese 6400 schutzlosen und verlassen Frauen, die keuschen Mädchen und jungen Frauen mit ihren Kleinkindern und Säuglingen wie von Sinnen umherirrten, einander umarmten und umklammerten, [...] wie sie gellende und herzerreißende Schreie zum Himmel ausstießen und in der Hoffnung auf Rettung wehklagten [...].“ Die Muslime hätten „öffentlich Frauen geschändet, Köpfe abgeschlagen, Körperteile mit Äxten oder anderen Werkzeugen abgetrennt [...], Körper zerstückelt; Säuglinge und Kleinkinder an den Beinen auseinandergerissen [...], Säuglinge gegen die Felswände geschmettert [...], Mädchen vor den Augen ihrer Mütter vergewaltigt und danach zerstückelt. Es ist vergeblich, dieses Blutbad auch nur annähernd beschreiben zu wollen.“ (Palakjan, 28).

Ende Oktober 1915 ist dem österreichischen Ingenieur Litzmeyer ein Todeszug von 40.000 Frauen – ausgehungert, in Lumpen gehüllt, verschmutzt – begegnet, die von

türkischen Wachmannschaften nach Mesopotamien getrieben wurden. Die meisten derer, die dies alles sowie Hunger, Durst, Strapazen, Misshandlungen und Vergewaltigungen überlebt hatten, fanden in der Wüste ihr Ende. Es heißt, dass die meisten Armenier nicht durch Erschießung, nicht durch Bajonett oder Krumsäbel (Jatagan) umgekommen sind, sondern auf dem Marsch oder in der Wüste Der-es-Sor und um Ras-ul-Ajn – an Hunger, Durst und Krankheit – oder im Konzentrationslager.

Die Flucht nach Osten – in die damals noch überwiegend armenisch besiedelte Provinz Kars-Ardahan (seit dem Berliner Kongress 1878 zum Russischen Reich gehörig) war eine der wenigen Chancen, die den Armeniern geblieben war. Als diese Provinz 1920 der Türkei zugesprochen wurde, flohen 300.000 Armenier – Eingesessene und die Flüchtlinge von 1915/16 – in das künftig sowjetische Armenien.

Völkermord im staatlichen Auftrag

Hauptorganisatoren des Genozids waren verschiedene türkische Chefbeamte wie Innenminister Talaat Pascha, Kriegsminister Enver Pascha, Dschemal Bey und andere. In einem Telegramm von Innenminister Taalat an die Präfektur Aleppo (heute Syrien) vom 9. September 1915 heißt es: „Das Recht der Armenier auf dem Gebiet der Türkei zu leben, wird abgeschafft. Die Regierung [...] hat befohlen, nicht einmal die Kinder in der Wiege zu lassen.“ (Krikorian, S. 43); „Rotten sie mit geheimen Mitteln alle Armenier der östlichen Provinzen aus, die sich in Ihrem Gebiet befinden“ (Weisung des Innenministers Talaat vom 23. November 1915); eine Anordnung besagt, dass sich türkische Männer von ihren armenischen Frauen trennen müssen und diese dann „in die Wüste verschickt werden“ (Krikorian, 44). Nachdem einige diplomatische und konsularische Vertretungen des Auslands gegenüber der türkischen Regierung wegen der „Deportationen“ und ihrer Durchführung protestiert hatten, erfolgte mit chiffrierter Depesche vom 18. November 1915 die Weisung des Innenministers: „Sie

[die türkischen Präfekten – G.S.] haben dafür zu sorgen, dass beim Abzug der Armenier aus den Städten, Flecken und Sammelpunkten Dinge, welche die Aufmerksamkeit [der Ausländer – G.S.] auf sich ziehen könnten, nicht vorkommen. [...] Aus diesem Grunde ist es vorläufig wichtig, zum Scheine mit Milde zu verfahren und die bekannten Mittel [= Massaker – G.S.] nur an geeigneten Orten anzuwenden.“ Schließlich drohte Innenminister Talaat (am 15. September 1915), dass diejenigen, die sich dem Befehl zur Ausrottung der Armenier widersetzen, die türkische Staatsbürgerschaft verlieren (Koutcharian, 12).

Schon am 17. Juni 1915 hatte der deutsche Botschafter, Hans Freiherr zu Wangenheim, aus Istanbul an Außenminister v. Bethmann-Hollweg gedrahret: „Dass die Verbannung der Armenier nicht allein durch militärische Rücksichten motiviert ist, liegt zutage. Der Minister des Inneren, Talaat Bey, hat sich [...] dahin ausgesprochen, dass die Pforte den Weltkrieg dazu benutzen wolle, um mit ihren Feinden (den einheimischen Christen) gründlich aufzuräumen, ohne dabei durch die diplomatische Intervention des Auslandes gestört zu werden.“ (Neben den Armeniern waren auch Hunderttausende assyrische und Zehntausende arabische Christen umgebracht worden.) Und am 7. Juli schrieb Wangenheim nach Berlin: „Dieser Umstand und die Art, wie die Umsiedelung durchgeführt wird, zeigen, dass die Regierung tatsächlich den Zweck verfolgt, die armenische Rasse im türkischen Reich zu vernichten“ (Krikorian, 46).

Die moralische Rechtfertigung dieser Bluttaten stellte die staatliche bzw. religiöse Führung bereit: Der Kampf gegen die Armenier, die das türkische Vaterland verraten hätten, wurde zum „Heiligen Krieg“ erklärt: Sie müssten ausgerottet werden. Der Sultan-Kalif erteilte „Fetwa“ (Vergebung) für alle „Exzesse, die von

Bilder vom Holocaust an den Armeniern. Dieser Völkermord darf nicht aus opportunistischen Gründen verschwiegen werden.

آنها همگی کشته شده اند؛ فقط بخاطر اینکه ارمنی بودند



They were
1.5 million

یک مادر به همراه پسرش که هر دو از گرسنگی رنج می برند. ترک ها از رسیدن هرگونه مواد غذایی به ارمنه به شدت جلوگیری می کردند.



der [muslimischen] Bevölkerung auf dem Marsch an den bewussten Personen [den Armeniern- G.S.] verübt worden sind“; diese Exzesse „sollen, da sie der Verwirklichung des von der Regierung befolgten Zwecks dienen, gerichtlich nicht verfolgt werden“ (Talaat, 3. Oktober 1915). (Koutcharian, 11; Palakjan, 28).

Die Armenier-Massaker und die Welt

Man rechnet mit mehr als 1,5 Mio. armenischen Opfern des türkischen Genozids im Ersten Weltkrieg. Im Osmanenreich (also ohne Russisch-Armenien) haben um 1900 ca. 2,1 Mio. Armenier gelebt haben: Demnach sind zwischen 1915 und 1920 mehr als 70% von ihnen infolge der von der türkischen Regierung befohlenen Maßnahmen umgekommen. Ausländern, die in der Türkei tätig waren, blieben diese schrecklichen Dinge nicht verborgen, zumal die Türken sich anfangs auch gar nicht sonderlich bemühten, die Leichenberge zu verstecken; und wenn die Leichen in Massengräber geworfen wurden, wurden sie bei starken Regenfällen oft wieder freigespült.

Proteste auf der diplomatischen Schiene gab es durchaus: Graf Paul v. Wolff-Metternich, deutscher Botschafter in Istanbul seit November 1915, berichtete am 10. Juli 1916: „Die Armenierverfolgungen in den östlichen Provinzen sind in ihr letztes Stadium getreten. [...] Die türkische Regierung hat sich in der [...] armenischen Frage durch die Vernichtung der armenischen Rasse weder durch unsere Vorstellungen noch [...] der amerikanischen Botschaft und des päpstlichen Delegaten [...], am allerwenigsten durch die Rücksicht auf die öffentliche Meinung des Abendlandes beirren lassen“ (Krikorian, S. 46). Doch sonderlich energisch waren diese Proteste nicht, denn das Deutsche Reich verfolgte vielfältige wirtschaftliche Interessen in der Türkei. Armenischen Berichten zufolge haben sich deutsche Firmen und Militäreinrichtungen im Osmanischen Reich nicht selten den türkischen Maßnahmen gegen die Armenier angeschlossen (Palakjan, 31f.). Die Massaker in der Türkei vollzogen sich unter den Augen – und mit Duldung – des Deutschen Reiches.

Dass Pastor Dr. Johannes Lepsius und der Dichter Armin Theophil Wegner so wenig an der deutschen Politik zu ändern vermochten, hat mit der traditionellen türkeifreundlichen Haltung Deutschlands zu tun – und den direkten Verboten, sich öffentlich dazu zu äußern. Am 7. Oktober und am 23. Dezember 1915 wurden die Journalisten klar und deutlich angewiesen: „Unsere freundschaftlichen Beziehungen zur Türkei dürfen durch diese innertürkische Verwaltungsangelegenheit [Massaker an Armeniern – G.S.] nicht nur nicht gefährdet, sondern im gegenwärtigen schwierigen Augenblick nicht einmal geprüft werden“ (Benz, S. 12f.). „Über die armenische Frage wird am besten geschwiegen.“ Jahrzehnte später hat auch Franz Werfel mit seinem erschütternden Roman „Die vierzig Tage des Musa-Dagh“ – schon unter der schweren Hand der Nazis – die deutsche öffentliche Meinung nicht sensibilisieren können: Werfel schilderte, wie die Bewohner eines armenischen Dorfes dank dem Mut ihres Führers und der strategisch günstigen Lage ihres Berges dem Genozid entgehen. Zugleich kommen die Greuel, denen die Armenier ausgesetzt waren, zur Sprache – und ihre (international gesehen) völlig hoffnungslose Lage.

Der Genozid an den Armeniern im heutigen Urteil

Bis zum heutigen Tag dürfte vielen Zeitgenossen der Genozid an den Armeniern im Osmanischen Reich kaum bekannt sein, trotz des Eintretens von Johannes Lepsius, Armin Wegner und Franz Werfel. Stets setzte die europäische und atlantische Politik auf die Türkei – als westlichen Vorposten und neuerdings als Brücke zu den islamischen Ländern – und man kam, um den Partner nicht zu verärgern, seinen Forderungen so weit als möglich entgegen. In Deutschland kam die Ausländer-Problematik hinzu: Vier Millionen türkische Gastarbeiter und ihre Nachkommen bilden ein erhebliches Konfliktpotential, das man durch Beschwichtigung und Entgegenkommen verringern möchte. Viele Kommunen schweigen, wenn – wie in Berlin-Bau – und sonstige Vorschriften bei der Errichtung von

Moscheen provokativ missachtet werden, wenn Hassprediger in Hinterhof-Moscheen ihr Unwesen treiben. Als im November 2002 für den „Schutzengel der Armenier“, Pastor Dr. Lepsius, in Potsdam eine Gedenkstätte eingerichtet werden sollte, drohte der Generalkonsul in Potsdam, dann würden 100.000 Türken aus Berlin nach Potsdam marschieren (es passierte dann doch nichts). Und diesen Januar gab der brandenburgische Ministerpräsident, Matthias Platzeck, dem Druck des Potsdamer Generalkonsuls zunächst nach und nahm das Thema „Genozid an der armenischen Bevölkerung Kleinasiens“ aus dem Lehrplan des Geschichtsunterrichts. Erst auf nationale und internationale Proteste hin machte er die Maßnahme wieder rückgängig.

Wenn das Verbrechen an den Armeniern, begangen von Türken (auch von Kurden und Tscherkessen), vom Deutschen Bundestag als „Genozid“ anerkannt würde, wäre dies eine längst fällige Geste Deutschlands (auch angesichts des damaligen Wegschauens). Frankreich und die Schweiz haben diese Geste gezeigt, worauf die Türkei aber fast mit einer Kriegserklärung reagierte.

Noch wichtiger wäre es allerdings, wenn sich die Türkei ihrer Vergangenheit stellen und ihre Verantwortung für den Genozid am armenischen Volk, 1915 bis 1920 im türkischen Namen verbrochen, anerkennen würde. Die Türkei muss endlich aufhören, Druck auszuüben auf jeden, der die „armenische Frage“ nicht im türkischen Sinn interpretiert. Erst wenn die Türkei den Armeniern eine Geste der Trauer, des Bedauerns bezeigt hat, hat sie die „Reifeprüfung“ für die Aufnahme in die Europäische Union bestanden. Dieser Grundsatz sollte den EU-Gremien in Brüssel als Richtschnur dienen. □

Literatur: Wolfgang Benz: Der Völkermord an den Armeniern. In: Armenisch-deutsche Korrespondenz 1-2/2004, S. 11-13.

Gerayer Koutcharian: Der Völkermord an den Armeniern ..., In: Pogrom 5/1980, S. 9-21.

Grigoris Palakjan: Das armenische Golgatha, In: Pogrom 5/1980, S. 23-32.

Mesrob K. Krikorian: Die Armenische Kirche. Frankfurt, Berlin...2002, S. 42-50.

Keinen Tusch wert

„komma“ schrieb nach dem Karneval dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz etwas ins Stammbuch („komma“ Nr. 26/2005; Pommerotter Weg 15, D-52076 Aachen):

Zu Karneval erhielt er in Aachen den „Orden wider den tierischen Ernst“: Kardinal Lehmann, der oberste deutsche Kirchenfürst. Manch einer empörte sich, ein Kardinal habe in der „Bütt“ nichts zu suchen. Komma hatte hiermit kein Problem. Wohl aber mit seiner Büttenrede, die er für einen kräftigen Seitenhieb auf Amtsbruder Kardinal Meisner nutzte: „Apropos Köln: Sie wissen doch, warum in Köln der mächtigste von uns Hirten wohnt? Das ist nämlich so: Wenn zum Beispiel die Limburger Herde mit ihrem Hirten vorbeizieht, dann rufen die Menschen zur Begrüßung: »Hallo Franz, einen schönen Tag noch!« Wenn der Aachener Hirte vorbeikommt, dann heißt's; »Na, Heinrich, wirklich schwere Zeiten: Kopf hoch – Ihr schafft das schon.« Wenn aber der Kölner Hirte vorbeigeht, hört man nur ein Flüstern: »Allmächtiger!«

Überflüssig, stillos, seine persönlichen Aversionen gegenüber dem Kölner Kardinal so öffentlich zu proklamieren. Und vor allem unwahr, denn Meisner ist bei den Kölnern sehr beliebt. Sein Gebet für den kranken Papst druckte der Kölner *Express* gar in fetten Lettern auf die Titelseite. Nein, Eminenz, das war keinen Tusch wert!

Verschwiegene Gefahr

Das PUR-Magazin wies mit dem Titelbeitrag seiner März-Ausgabe auf eine „verschwiegene Gefahr“ hin: „Wie Verhütungsmittel die Gesundheit der Frauen bedrohen“ (S. 12 ff; Friedrich Wirth- Str. 4, D-88353 Kisslegg).

Verminderte Knochendichte, Blutgerinsel, Thrombosengefahr: So sehen nur einige der gesundheitsbedrohenden Nebenwirkungen vieler Verhütungsmittel aus. Doch Pharmaindustrie und Medienöffentlichkeit haben kein Interesse, dass das heikle Problem der „bitteren Pillen“ thematisiert wird.

Wir wollen in diesem Beitrag nicht darauf eingehen, dass die flächendeckende Anwendung von Verhütungsmitteln die Hauptursache des Geburtenschwundes ausmacht und die zukünftigen Rentenprobleme mitverursacht, auch nicht auf die häufig frühabtreibende Wirkung dieser Mittel, ebenso wollen wir nicht berichten über die Auswirkungen auf das sexuelle Zusammenleben in der Gesellschaft allgemein, etwa die Förderung der Untreue. Thema dieses Beitrages ist allein die Sorge um die Gesundheit der Frauen (...).

Zeit im Spektrum

Nach einer Übersicht über wissenschaftlich erwiesene Nebenwirkungen der „Pille“ sagt PUR:

Ist also der Papst mit seinen Warnungen vor künstlichen Verhütungsmitteln wirklich nur ein Spielverderber? Wem es wirklich um die Gesundheit der Frauen geht, der kann es jedenfalls nicht so sehen.

„Meine Frau hat die ganze Zeit geweint“

In ihrem vor Kurzem posthum erschienenen Dialog-Buch „Gottsuche und Sinnfrage“ erzählen der Psychiater und Neurologe Viktor E. Frankl (Begründer der Logotherapie, 1905-1997) und der jüdische Theologe und Religionswissenschaftler Pinchas Lapide (1922-1997) am Schluss von ihren Begegnungen und Erfahrungen mit den Päpsten Pius XII. und Paul VI. (Gütersloher Verlagshaus, 2005; ISBN 3-579-05428-7). Nachdem Pinchas Lapide von der Hilfe Pauls VI. für die verfolgten Juden gesprochen hat, erinnert sich auch Viktor Frankl an diesen Papst:

Wissen Sie, weshalb mich das berührt? Weil mein Bruder, bevor er dann doch nach Auschwitz gebracht wurde und mit seiner Frau dort umgekommen ist, Jahre hindurch in Italien versteckt war und dort von der SS erst nach Jahren eingefangen worden ist. Bis dahin hatte er in einem italienischen Dorf auf Kosten des damaligen Papstes gelebt. Der hat für sie gesorgt, und das muss also, wie ich jetzt erfahre, zuerst einmal durch die Hände des späteren Paul VI. gegangen sein. Ich weiß sogar, dass mein Bruder beauftragt war, für den damaligen Papst, also Pius XII., eine große Huldigung zu zeichnen und zu schreiben aus Dankbarkeit dafür, dass dieser sie beschützt hatte. Dies alles muss daher also, wie ich heute durch Sie erfahre, durch die Hände des späteren Paul VI. gegangen sein (...)

Der Eindruck, den ich von Paul VI. bekommen habe, war der, dass das ein Mann ist, dessen Gesicht gezeichnet war von den schlaflosen Nächten, in denen er seinem Gewissen, sich selbst Ent-

scheidungen abringt, zu denen ihn sein Gewissen zwingt. Obzwar er ganz genau weiß, dass sie nicht nur ihn, sondern seine ganze Kirche unpopulär machen. Er war gezeichnet von einer Demut, die unvorstellbar ist, das kann man sich nicht vorstellen. Meine Frau ist dort gestanden und hat die ganze Zeit einfach geweint; sie war erschüttert. Und dann haben wir uns verabschiedet. Er hat meiner Frau einen Rosenkranz geschenkt und mir ein Medaillon. Als wir uns zurückziehen, ruft er mir auf einmal auf Deutsch nach – bedenken Sie die Situation, der Papst ruft einem jüdischen Nervenarzt aus Wien nach Beendigung der fast durchwegs italienisch gehaltenen Audienz nach der Verabschiedung in deutscher Sprache nach: Bitte beten Sie für mich! Wörtlich. Unvorstellbar, unglaublich, wenn man es nicht erlebt hat, wenn man es nicht gesehen hat. Das war er.

„Fernwärme“ und Liturgisches Gebet

Warum kann Radio Horeb jedes Jahr ein beträchtliches Wachstum verzeichnen? Darauf antwortete Pfr. Dr. Richard Kocher, der Programmverantwortliche des Senders, in seinem März-Rundbrief (Radio Horeb, Postfach 1165, D-87501 Immenstadt).

Kürzlich meldete sich eine Studentin der Kommunikationswissenschaften bei mir, um mir einige Fragen zu stellen für ihre Diplomarbeit, die sie über Radio Horeb schreiben möchte. In erster Linie wollte sie wissen, warum unser Radio jedes Jahr ein beträchtliches Wachstum verzeichnen kann, obwohl viele Einrichtungen den Spendenrückgang schmerzlich verspüren.

Der Leiter des Katholischen Büros Bayern, Prälät Dr. Valentin Doering, meinte in einem Gespräch, dass es noch nie so viel Kommunikation gab und gleichzeitig noch nie so wenig Begegnung. Unser Radio ist ein Ort der Begegnung. Die Menschen können sich bei unseren Sendungen einbringen und werden ernst genommen. Wir versuchen, ihnen vom Evangelium her Inspiration und Licht für ihr Leben zu vermitteln. Die Mitarbeiter und Referenten ermutigen, trösten, geben Lebenshilfe, informieren und beten mit den Zuhörern. Dies wird als authentisch empfunden und angenommen. Eine Hörerin verglich Radio Horeb treffend mit dem Bild der „Fernwärme“. Mit diesem Wort wird für Erdgas Werbung gemacht, das Wärme aus der Ferne liefert. Bei Radio Horeb sei es ähnlich (...)

Ein weiterer entscheidender Punkt für die Akzeptanz unseres Radios ist sicher, dass der Heiligen Messe und dem Gebet ein großer Raum gegeben wird. P. Livio Fanzaga, der Programmdirektor von

Radio Maria Italien, stellt hierzu fest: „Jedes Mal, wenn das Gebetsprogramm ausgestrahlt wird, steigt die Anzahl der Zuhörer sofort beträchtlich. Die Erklärung für dieses Interesse am Gebet ist ohne Zweifel im Hunger nach Gott zu suchen, den die Menschen in ihrem Herzen tragen. Es ist tatsächlich das Gebet, bei dem der Mensch Gott auf die leichteste und einfachste Art begegnet. (...) Im liturgischen Kirchengebet trifft man die Kirche als Gemeinschaft der Kinder Gottes, die ihren Herrn loben und ihm danken. Die Liturgie ist die tragende Säule der gesamten Programmgestaltung: Heilige Messe, Stundengebet, Morgen- und Abendgebete, die Rosenkränze und einige besondere Andachten.“

Nicht selten teilen uns Menschen mit, dass sie sich schwer tun, alleine zu beten, weil sie zerstreut sind und ihre Gedanken vom Gebet abweichen. Radio Horeb ist ihnen eine große Hilfe – besonders auch in schlaflosen Nächten.

Man könnte noch vieles aufzählen, aber ich glaube, dass dies die wichtigsten Gründe sind, warum viele Menschen Radio Horeb einschalten und uns unterstützen.

Letztendlich ein tiefer Frieden

„Mit neuen Augen“ sieht Alessandra Prinzessin Borghese, eine Frau von 42, die längere Zeit erfolgreich in der New Yorker Finanzwelt tätig war und sich dann der Förderung der Kunst zuwandte, den katholischen Glauben, nachdem die „dunklen Brillengläser ihrer Vorurteile“ in der Begegnung mit Gläubigen zerbrochen waren. Wie es dazu kam und was sie nun sieht, hat sie in einem Buch niedergelegt, „damit möglichst viele Menschen sich der Hoffnung öffnen können, die heute in meinem Herzen wohnt, ... dass auch sie einen Zugang zu diesem Geschenk haben“ („Mit neuen Augen – Mein Weg zum Glauben“, Verlag Langen Müller 2005; ISBN 3-7844-2986-6). Über das Geschenk sagt sie u.a.:

„Ich verspürte eine enorme Erleichterung, ich fühlte mich wie neu geboren. Ich hatte mit einer unbeschreiblichen Freude entdeckt, dass Gott für mich da war, um sich meiner anzunehmen und mir Seine Hilfe zu schenken.“

So habe ich meine lange Beichte beschrieben, die erste nach vielen Jahren des Zweifels und der Unsicherheit.

Seither sind sechs Jahre vergangen, und ich würde es heute noch immer genauso beschreiben. Und nicht nur das, was bei der Beichte geschah, sondern auch alles, was darauf folgte, Tag für Tag. Die Hoffnung, die mein Herz damals erfüllte, ist nicht enttäuscht worden. Im Gegenteil, mit der Zeit hat sich dieser außergewöhnliche Moment in ei-

nen anhaltenden Seelenzustand verwandelt, der geprägt ist von Gottvertrauen und Hingabe, und aus dem letztendlich ein tiefer Frieden entsteht. (S.89).

Es liegt auch an den Christen des Westens

An die schwierige Situation der Christen in Istanbul, dem Alten Byzanz/Konstantinopel, erinnerte Prof. Rudolf Grulich in „Kirche heute“ (Nr. 4/2005, S. 18ff; Postfach 1406, D-84498 Altötting). Grulich hat auch schon einen „Reiseführer für Christen“ über Konstantinopel mit seiner christlichen Vergangenheit und Gegenwart geschrieben („Konstantinopel“, mit einem Geleitwort von Otto von Habsburg; Ulm 2004, ISBN 3-87336-271-6). In „Kirche heute“ wendet Grulich sich an die reisefreudigen Christen des Westens:

Auch 550 Jahre seit der Eroberung durch die Türken hat die alte Kaiser- und Sultanstadt noch 150 Kirchen, in denen Christen verschiedener Konfessionen und Nationen heute das Opfer Christi feiern. Millionen Touristen kommen Jahr für Jahr in die Stadt am Bosphorus mit ihren heute 14 Millionen Einwohnern. Aber sie sehen meist nur die einmalige Lage der Stadt auf zwei Kontinenten, ihren orientalischen Zauber zwischen Orient und Okzident und die vielen prächtigen Moscheen. Das alte Byzanz und Konstantinopel erscheint nur in Ruinen oder als Museum. Ein solches Museum ist seit 1935 auch die Hagia Sophia, einst die größte Kirche der Welt (...)

Es liegt auch an den Christen des Westens, wie die Zukunft des Christentums in Istanbul aussehen wird. Millionen von Touristen besuchen vor allem die Badeorte Kleinasien an der West- und Südküste des Landes. Zehntausende von Bildungstouristen reisen auf den Spuren des Völkerapostels Paulus durch das Innere der Türkei. Aber wer interessiert sich für die noch existierenden Kirchen Istanbul's?

Hypnotisiert und entmündigt?

Millionen Menschen waren zum Abschied von Johannes Paul II. nach Rom gekommen, aber sie waren keine „Masse“, wie sie bei anderen Anlässen zu beobachten ist und Le Bon sie in seiner „Psychologie der Massen“ beschreibt. Das stellte Christian Geyer während der Ereignisse in der „Frankfurter Allgemeinen“ fest (8.4.05, S. 33):

Tatsächlich wirkt die sehr bewusste Menschenanhäufung, die sich da geduldig zwischen globaler Masse und römischer Nacht bewegt, wie eine Punkt-

für-Punkt-Widerlegung der „Hauptmerkmale des in der Masse befindlichen Individuums“, wie Le Bon sie einst sah: „Schwund der bewussten Persönlichkeit, Vorherrschaft der unbewussten Persönlichkeit, Orientierung der Gedanken und Gefühle in derselben Richtung durch Suggestion und Ansteckung, Tendenz zur unverzüglichen Verwirklichung der suggerierten Ideen. Das Individuum ist nicht mehr es selbst, es ist ein willenloser Automat geworden.“

Ähnlich entmündigt wie in der Perspektive des Massenpsychologen Le Bon wird der Fromme ja bis heute von einer Kirchenkritik geschildert, deren Repräsentanten (...) als Funktionäre kraftlos geworden sind. Ihr Refugium haben diese Verdrückten eigentümlicherweise in der Kirche selbst gefunden (...)

Wo aber sollte heute in Rom der große Hypnotiker zu finden sein, der der Masse so den Kopf verdreht, so dass sie sich willenlos zwölf Stunden lang in der Schlange vorschöbe? Die Leute scheinen zu wissen, was sie tun. Und statt auf unverzüglicher Verwirklichung ihrer Seelenregungen zu bestehen, demonstrieren sie Triebaufschub: Selbst jene, denen nach stundenlangem Warten das Bronzetor vor der Nase zugemacht wird, bleiben gelassen, geraten jedenfalls nicht in jene „Massenpanik“, vor der die psychologischen Dienste warnen. Es ist, als habe der Katholizismus dieser Tage es wie nebenbei auch auf einen Triumph über die Psychologie abgesehen, jene Disziplin, die sich im Weltanschauungskampf des neunzehnten Jahrhunderts etwas aufgeplustert als Religionszertrümmerin in Szene gesetzt hatte.

Johannes Paul II.: Was bleibt

Angesichts des Pilgerstromes nach Rom zum Begräbnis des Papstes bemerkte Markus Reder in der „Tagespost“ (7.4.05, S. 1):

„Wir waren immer so enthusiastisch, wenn er da war. Vielleicht haben wir dabei mitunter vergessen, auf seine Worte zu achten. Vielleicht haben wir zu wenig hingehört, was er uns gesagt hat“, meint eine Polin. Da ist etwas dran: Viele seiner Kritiker haben vom Vorurteil gelebt und manch treuem Katholiken – keineswegs nur in Polen – genügten Amt und Aura, um sich begeistern zu lassen. Mit der Zeit wird das verblasen. Was bleibt, sind zigtausend Seiten, die Johannes Paul II. geschrieben hat. Ansprachen, Lehrschreiben, Dokumente, Lyrik. Auf die Nachwelt wartet viel Arbeit, sein geistiges Erbe aufzuarbeiten.

Nebenbei sei bemerkt: Wer es nicht nach Rom schafft, der schafft in zwölf Stunden (bequem!) „Redemptor hominis“ zu lesen. Das wäre ein Anfang. (...)



Christian Schaller: Papst Pius IX. begegnen. St.-Ulrich-Verlag Augsburg, 2003. 153 S. ISBN Nr. 3-929246-96-1, 11,90 Euro.

Das Pontifikat Pius IX. war überschattet von politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen. Seit dem Wiener Kongress

1815 übte das habsburgische Österreich auf weite Teile Italiens einen dominierenden Einfluß aus.

Diese für Italien zweifellos wünschenswerte politische Entwicklung konfrontierte Pius IX. immer wieder mit dramatischen existentiellen Situationen. 1848 musste der Papst vor marodierenden nationalistischen Massen aus Rom fliehen. Eine französische Schutztruppe ermöglichte ihm die Rückkehr. 1871 wurde der damals das Gebiet Mittelitaliens umfassende und dem Papst auch als weltlichem Souverän unterstellte Kirchenstaat endgültig von den Revolutionären annektiert und Rom eingenommen. Pius IX. starb sieben Jahre später im selbstgewählten Exil.

In seinem Pontifikat (1846 – 1878) hat Pius IX. wichtige theologische Akzente gesetzt. 1854 verkündete er das Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariens. 1869 initiierte er das erste Vatikanische Konzil, auf dem es zum Beschluss über das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit

in Angelegenheiten des Lehramtes kam. Dieses Dogma reizt die Kritiker bis in unsere Zeit, wurde es doch als Ausdruck absoluten Machtanspruchs des Papstes gewertet. Angesichts der revolutionären Umbrüche der damaligen Zeit, die von der antichristlichen Philosophie der Aufklärung gespeist waren, ging es Pius wesentlich um die Bewahrung des überlieferten Glaubensgutes. Schon damals sah er sich mit abweichenden Lehrmeinungen kritischer Theologen – insbesondere des deutschen Sprachraums – konfrontiert, denen er entgegenzutreten musste.

Mit seiner Schrift *Syllabus errorum*, die er 1864 veröffentlichte, versuchte er, den Menschen angesichts der ins Wanken geratenen Werteordnungen Orientierung für ihr geistiges Leben zu geben.

Das Buch bietet eine Fülle historischer und theologischer Zusammenhänge. Es vergegenwärtigt in anregender Weise ein dramatisches Pontifikat. Sehr empfehlenswert.

Günter Buschmann

Scott Hahn: Gott der Barmherzige – Der Weg zur Beichte, St. Ulrich Verlag, ISBN 3-936-484-46-5, 199 S., Euro 16,90 (D), Euro 17,40 (A). sFr 29,-.

Das neue Buch von Scott Hahn „Gott der Barmherzige – Der Weg zur Beichte“ erinnert in vielem an seine anderen Bücher, z.B. an „Das Mahl des Lammes“, „Königin des Himmels“ oder „Unser Weg nach Rom“: Im präzisen Stil, der flüssigen Diktion, der großartigen Gesamtschau von Altem und Neuem Testament sowie in der tiefgründigen theologischen Kompetenz – und das bei einem so spröden „Stoff“ wie „Der Weg zur Beichte“.

Während die o.a. Titel spannend wie ein Kriminalroman („Unser Weg nach Rom“) oder von großer Schönheit sind („Das Mahl des Lammes“, „Königin des Himmels“), ist dieses Werk im besten Sinn „lebenswichtig“ für die Gläubigen, wie für die gesamte Gesellschaft. Gegen Ende (Seite 165) schreibt Scott Hahn: „In dem Land, in dem ich lebe, wird die Beichte kaum noch praktiziert. In einigen Gemeinden wird noch eine halbe Stunde Beichtgelegenheit in der Woche angeboten, in anderen überhaupt keine feste Zeit mehr. Das Bußsakrament ist nur nach Absprache möglich. Viele Priester sagen, es bestehe kein Bedarf.“ Das beschreibt treffend die Situation in unserer Kirche und die der Gläubigen, aus denen sie sich zusammensetzt: Sie kennen ihren eigenen Zustand nicht mehr und auch nicht das Mittel der Korrektur. Das Buch von Scott Hahn ist eine Hilfe für einen Neubeginn.

Hubert Gindert



Die neueste Schriften der Aktionsgemeinschaft (IK) Augsburg:

Heft 54: Johannes Paul II – Testamentarisches,

Inhalt: knapper Lebenslauf; posthum veröffentlichte Ansprache des Papstes zum Barmherzigkeitssonntag; Testament des Papstes; Predigten von Kardinal Angelo Sodano, Kardinal Joseph Ratzinger; Zeugnisse der Wertschätzung;

Heft 53: Das Heilige im Christentum, besonders in der Liturgie. Eine vernachlässigte Kraft zur Erneuerung; P. Dr. Johannes Nebel FSO

Bestelladresse: Helmut Volpert, Spielermoos 3, 88161 Lindenberg;
Preis Euro 2,50- zzgl. Versand

Schriften des Initiativkreises
katholischer Laien und Priester in
der Diözese Augsburg e.V.



Heft 54

Johannes Paul II.

(18. Mai 1920 – 6. Oktober 1979 – 1. April 2005)

Testamentarisches



Der Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg stellt die vorliegende Reihe von den Nachbarn und Freunden der Laien der katholischen Kirche nach dem Willen des Papstes und der mit ihnen verbundenen Bischöfe.

Messfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 1/2005 S. 28

Sühnenacht Sühneanbetung

Berlin: St. Ansgar: 6.5.05, 17.10 Uhr Kreuzweg; St. Norbert: 7.5.08, 9.30 Uhr Sühnesamstag; 13.5.05, 22.00 Uhr, Sühnenacht; 26.5.05, 18.00 Uhr, MPB Zönakel Helferkreis; 29.5.05, 15.00 Uhr Kinderro.kr.; Hinweise: 030/4964230

Krefeld: 2.5.2005, St. Peter, Krefeld-Uerdingen; 18.00 Andacht m sakr. Seg. 19.00 Uhr Hl. Messe, 20.00 Uhr Ro.kr. m. sakr. Seg.; Hinweise: 02151-730592

Konstanz: 7.5.2005, 19.00-21.00 Uhr, Klinikum, Kleine Kapelle, Anbet., Lobpreis, Ro.kr., Hinweise: 07531-23368

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

7./8.5.2005 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg, ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Wietmarschen: 7.5.2005, St. Matthiasstift Wietmarschen, Marienvesper 16.30 Uhr; Hinweise: 05921-15291

Marienfried: 7.5.2005 Sühnenacht, 14.00 Uhr, Anbet. 15.00 Uhr hl. Messe; 11.5.05 Lobpreisabend; Hinweise: 07302-92270

Aktionsgemeinschaft Augsburg: Pater Pio Wallfahrt 18.5.-24.5.2005 mit geistl. Ltg: Prof. Dr. A. Ziegenaus; Anfragen: K. Reisen GmbH&Co.KG 08261-1383

Initiativkreis Bamberg: 22.5.2005, 18.30 Uhr, Bürgerspital, Bamberg, Michaelsberg, Prof. Dr. D. J. Weiß: Pius XII. und das Judentum; Hinweise: 0951-248232

Initiativkreis Hamburg: 23.5.2005, Prof. Erik M. Morstad: Die heilige Liturgie – kircheneinend oder kirchentrennend; Hinweise: 04532-281428

Aktionsgemeinschaft Mainz:

28.5.2005, 16.30 Uhr, Bruder Konrad Stift Weintorstr.; Franziskaner-Pater Eric: Das Leben der hl. Schwester Faustina und ihre Offenbarungen über die göttliche Barmherzigkeit zuvor 15.45 Uhr Andacht m. sakr. Seg.; Hinweise: 06725-4556

Aktionsgemeinschaft München-Freising: 22.5.2005. 14.30 Uhr, Kolping Gesellenhaus, Dipl. Theol. Dr. Schaller: Von der Gnade, Mensch zu sein; Hinweise: 08142-400766

Initiativkreis Münster: 13.5.2005, 16.30 Uhr, Pfarrer-Eltrop-Heim, Dr. L. Waas: Woher kommen die Menschenrechte und was verschafft ihnen Geltung? sind sie Gottes- oder Menschenwerk; zuvor 16.00 Uhr, Andacht, Herz-Jesu Münster; Hinweise: 02542-98434

Aktionsgemeinschaft Trier: 29.5.2005, 16.00 Uhr, Missionshaus der Weißen Väter, Trier, Gabriele Kuby: Die sexuelle Revolution frisst ihre Kinder; 14.30 Uhr, Ro.kr. Beichtgel. hl. Messe Hinweise: 06831-41816

„Er war konservativ, er war stur, er war eine Provokation...“

Nur ein Vermessener kann in der Großmannssucht aufgegebener Prinzipien den verstorbenen Papst als „stur“ hinstellen! Der Stellvertreter Christi ist nicht stur! Und zudem hat der selbsternannte Chronist Wichtigeres übersehen: etwa den Löwenmut des Papstes und seinen Opfersinn buchstäblich bis zum Geht-nicht-mehr.

Johannes Paul war einfach exemplarisch, ein Rettungsanker für Gesellschaften, wo man standpunktlos und wetterwendisch ganze Nationen zum Rotieren bringt! Und konservativ war er wie jeder führende Mann mit Verantwortung, der Gutes zu erhalten, zu konservieren hat. Erst recht als Kirchenfürst: denn Beschützen, Erhalten ist eine heilige Pflicht! Der Chronist fährt fort: „Hinknien! Rosenkranz beten!“ Ja, hier hat er richtig beobachtet. Johannes Paul II. schwafelte nicht, nie! Wer sein Schiff in Sturm und Seegang behaupten will, der ruft: „Klappe zu! Luken dicht“, und diese Befehle sind für die Besatzung und für jeden Passagier goldene Worte, die Hoffnung bedeuten.

Der Papst ist uns von Gott gegeben, wir „halten“ ihn uns nicht, dass er die geistige Welt so zurechtstutze, um uns in den Kram zu passen! Daher kann man von ihm auch nicht übers Grab hinaus verlangen, uns das Paradies der Diesseitigkeit zu ermöglichen. Er kann nicht in puncto Abtreibung (was ja Mord ist), Frauenpriestertum und Empfängnisverhütung seinen von Gott gegebenen Kurs ändern! Ein Mann wie er kann z.B. auch nicht mit dem Bösen Kompromisse schließen, wenn es heißt, lebenden Menschlein die Hilfe zu versagen, wenn sie schon Schmerz und Angst empfinden und noch im Mutterleibe den Mordwerkzeugen auszuweichen trachten, die sie gleich zerfleischen werden! Kein normaler Mensch mit unverbildetem Gerechtigkeitssinn und normalem Mitleid kann das. Können Sie das? – Kaum, sonst lassen Sie sich die widerliche Schlachtereier einmal im Film vorführen! Ist das Sturheit?

Er konnte auch nicht die „getrennten Brüder“ zur Teilnahme am katholischen Abendmahl, der hl. Kommunion, einladen, so sehr diese auch uns in gutgemeinter Brüderlichkeit einladen. Was sie gastfreundschaftlich bieten, ist geweihtes Brot. Was wir Katholiken aber im Hl. Sakrament empfangen, ist Leib und Blut Jesu Christi, unseres menschgewordenen

Gottessohnes. Darüber können wir nicht verfügen wie über ein Lebensmittel. Wer es empfangen will, muss im Stande der Gnade sein, die unsere Kirche uns durch die Sakramente verschafft. Dank dieser Sakramente sind wir ab und zu im Stande der Gnade, es hält indessen nie lange vor, leider.

Ich habe volles Verständnis, wenn die nicht-katholische Welt Brot gleich Brot setzt, denn sonst wäre sie ja katholisch. Dieses aber auseinanderzuhalten, setzt Demut und Glauben voraus. Hält man es aber auseinander, so ist man eigentlich schon katholisch, wenn auch noch nicht automatisch im „Stand der Gnade“, die zum Empfang des heiligsten Sakramentes gefordert ist. Nehmen Sie mir bitte meinen lehrhaften Ton nicht übel! Ich bin ein gewöhnlicher Laie und kenne mich höchstens in Grundwahrheiten aus. Aber die müssen auch mal gesagt werden. Denn man hält „es“ nicht auseinander, und das ist auch eine Folge von Unwissenheit, unterbliebener Unterrichtung, auch der verwirrenden Komplizierung einfacher philosophischer Grundbegriffe. Philosophie ist einfach, wenn sie etwas taugt, ist etwas für jedermann. Nicht umsonst hat christliche Philosophie auch in der Welt der Priesterbildung eine unverzichtbare Bedeutung.

*Gustav Freiherr von Fürstenberg,
Haus Bollen, D-49219 Glandorf*

Sabine Christiansen im Reformstau.

Papst Johannes Paul II. lag noch nicht unter der Erde, da fielen die linken Kirchenkritiker in der Fernsehshow „Sabine Christiansen“ schon ohne Schamfrist über ihn her. Der ehemalige CDU-Generalsekretär Heiner Geißler gab vor, sich dafür zu schämen, dass die vatikanische Delegation seinerzeit auf einer Welt-

Gebetsmeinung des Hl. Vaters Mai 2005

1. dass die um des Glaubens und der Gerechtigkeit willen Verfolgten den Trost und die Stärke des Hl. Geistes erfahren.

2. dass die päpstlichen Missionswerke nach dem Willen des Hl. Vaters und der Bischöfe bei der Evangelisation der Welt dem Volk Gottes helfen, sich als lebendiger Teil der Mission zu fühlen.

frauenkonferenz zusammen mit moslemischen Frauen für den Schutz des Lebens eingetreten ist und die Abtreibung bekämpft hat. Wie peinlich muss ihm in diesem Fall die Allianz christlicher und moslemischer Frauen in Sachen Lebensschutz gewesen sein! Geißler hatte wohl weitergehende Liberalisierungspläne, um dem modischen Frauenbild von Sabine Christiansen zu entsprechen – egal wie dieses Frauenbild aussieht und wie weit es noch verbreitet ist. Dass der Papst den Theologen Hans Küng zu Recht nicht mehr im Namen der Kirche sprechen ließ, erzürnt Herrn Geißler sehr, weil in den Büchern von Küng ja angeblich keine Häresie enthalten sei. Nach Geißler können dies der Papst und die Bischöfe offenbar gar nicht beurteilen. Aber der Hobbytheologe Geißler fühlt sich zuständig und auch befähigt, dies zu beurteilen. Er sagte jedoch nicht, woher er diese Befähigung habe.

Sabine Christiansen selbst erwies sich wieder einmal als uninformiert. „Sie glauben doch wohl nicht, dass die Frauen von heute dem Frauenbild des Papstes entsprechen wollen“ fragte sie in die Runde. Als ob es darauf ankäme, wenn es Wege und Irrwege aufzuzeigen gilt. Das publikumswirksame Wort „Reformstau“ warfen Christiansen, Geißler und Küng immer wieder in die Runde. Wenn der Papst die Abtreibung, die Homosexualität, das Frauenpriestertum und das gemeinsame Abendmahl begrüßt hätte, dann wäre er wohl nach Meinung dieser Kritiker ein guter Papst gewesen und es wäre kein Reformstau entstanden, Dass diese linken Forderungen aber keine Reformen, sondern viel-

mehr Verfälschungen der Bibel wären, konnte Bischof Müller in seiner kurzen Redezeit leider nur andeuten. Der Papst ist schließlich dazu da, dass er diese zeitbedingten Irrtümer von der Kirche fernhält. Erfrischend wirkte dagegen, dass sogar der evangelische Bischof Huber den Papst wiederholt gegen seine „katholischen“ Kritiker in Schutz nahm. Er weiß wohl aus Erfahrung, dass eine Kirche mit der Aufnahme des Zeitgeistes in die eigenen Reihen nur Glaubwürdigkeit und Kirchenbesucher in einem erschreckenden Ausmaß verlieren kann. Johannes Paul II. wird noch lange in den Herzen der Menschen verankert sein, und er wird die Bewunderung der Historiker noch erhalten, wenn die Namen seiner Kritiker niemand mehr kennt, denn der Reformstau liegt auf Seiten der Ewiggestrigen. Und es ist eine alte Erfahrung: „Wer heute den Zeitgeist heiratet, der ist morgen verwitwet.“

*Dr. Eduard Werner
82346 Andechs*

Die katholische Kirche ist die mitgliederstärkste Religionsgemeinschaft

Wir sollen uns auch über positive Meldungen in unserer Kirche freuen: Die Zahl der Katholiken ist wiederum weltweit gestiegen. 1,08 Milliarden Menschen bekennen sich zur katholischen Kirche, das sind 49 Millionen mehr als im Vorjahr. So umfasst die katholische Kirche 17,4% der Weltbevölkerung. 49,5% der Katholiken leben in Nord- und Südamerika. In Europa, dem ursprünglich katholischen Ursprungsland aller Missionsanstrengungen leben nur noch 27,8%. In Afrika steigt die Ka-

tholikenzahl beständig und ist jetzt bei 11,4%, in Asien bei 10,5% und in Ozeanien bei 0,8%. Enorm steigt die Zahl der Priesterberufungen in Afrika, besonders in Nigeria. Aber auch in Kamerun müssen Bischöfe jährlich zwischen zehn und dreißig Abiturienten pro Bistum abweisen, da die Kapazität der Seminarien die Zahl nicht aufnehmen kann, aber auch die Einsatzmöglichkeiten in den bestehenden Pfarreien begrenzt ist. In Bezug auf die ökumenischen Bemühungen um Einheit der christlichen Kirchen ist zu bemerken, dass in den vergangenen Jahren die Zersplitterung der Konfessionen beträchtlich zugenommen hat. Gab es im Jahr 1900 noch 1880 verschiedene Kirchen und christliche Gemeinschaften, so sind es heute nach den Angaben von amerikanischen Religionsstatistikern 33.800 unterschiedliche Kirchen. Die Zunahme der Zersplitterung ist auf den protestantisch-reformatorischen Bereich beschränkt, besonders die evangelikalen Strömungen trennen sich von den mehr liberalen protestantischen Richtungen.

Es ist deshalb verstärkt zu erkennen, dass unsere ökumenischen Anstrengungen sich mehr auf die Kirchen mit ‚apostolischer Tradition und Sukzession‘ konzentrieren sollten, die die sieben Sakramente und die Priester- und Bischofsweihe anerkennen.

Vor allem aber ist auf die innere Glaubenseinheit der römisch-katholischen Kirche zu achten, die gerade in den deutschsprachigen Ländern in der Gefahr steht, sich durch Eigenmächtigkeiten aufzusplitteln.

*Pfarrer Edmund Dillinger,
Ehrendomherr, 66299 Friedrichsthal*

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Josef Arquer
Franz-Ludwig-Str. 35, 54290 Trier
- Dr. Alois Epple
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Ulrich Lehner
Theresienplatz 32, 94315 Straubing
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13,
53757 St. Augustin
- Kantor Sven Scheuren, Dipl. mus. päd
staatl. gepr. Musiklehrer
Brunnenstr. 28,
56745 Bell b. Maria Laach
- Dr. phil. Gerd Stricker
G2W Glaube in der zweiten Welt
Birmensdorferstr. 52, CH-8004 Zürich
- Prof. DDr. Anton Ziegenaus
Heidelbergerstr. 18, 86399 Bobingen

DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG,

KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00, Postbank München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Andere Länder: Bestellungen wie oben, Auslandspostanweisung oder Eurocheck – an: Auslieferung „Der Fels-Verein e.V.“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering.

Benedikt XVI. – Diener der Wahrheit

Nichts als die Wahrheit. Wer Joseph Kardinal Ratzinger kennt, kennt ihn als Hüter des Glaubens, als Wächter der Wahrheit. Wenn die Kardinäle einen argumentativ starken Treuhänder des Glaubens wollten, dann mussten sie ihn wählen, auch wenn er sich sträubte, ja, dann erst recht. Hat er nicht einmal in einem Fernsehinterview, also nachprüfbar, gesagt: „Der Papst ist kein absoluter Monarch, sondern ein Gehorchender“, ein „Sachwalter der Wahrheit“? Und hat Benedikt XVI. nicht schon im bayerischen Nachbarort Tittmoning als fünfjähriger Junge beim Anblick des in der schwarzen Limousine vorbeirauschenden Kardinals Faulhaber gesagt: „Wenn ich groß bin, werde ich Kardinal“? Nun, wer jung Kardinal wird, geht das Risiko ein, auch zum Papst gewählt zu werden.

Ratzinger, geboren am 16. April 1927, kam in relativ jungen Jahren ins Kardinalskollegium, er war gerade mal fünfzig Jahre alt. Papst Paul VI. hatte den damals schon weit über Deutschland hinaus bekannten Professor für Dogmatik und Fundamentaltheologie ein paar Monate zuvor zum Erzbischof von München und Freising ernannt. Kennen gelernt hatte der Papst ihn während des Zweiten Vatikanischen Konzils, der Kölner Kardinal Frings hatte den jungen Professor aus Bonn als Berater nach Rom mitgenommen. Ratzinger blieb nicht lange in München. Schon vier Jahre später, 1981, rief ihn Papst Johannes Paul II. nach Rom, er wurde Präfekt der Glaubenskongregation. Hier tat er seinem Wappenspruch („Diener der Wahrheit“) alle Ehre.

Seine Gegner sind mit den Jahren weniger geworden. Entweder hat der Kardinal sie mit den besseren Argu-



menten überzeugt oder wegen ihrer überheblichen Meinungsstarre, z.B. bei Hans Küng, an den Rand gedrängt. Wegen seiner Brillanz wird er von italienischen wie amerikanischen Kardinälen und Bischöfen geradezu verehrt, in Lateinamerika wird er bewundert. Er steht, vor allem seit den Studentenunruhen Ende der sechziger Jahre – der deklarierte Wille zur Abschaffung von Glaube, Moral und Werten hat ihn nachhaltig erschüttert – für Worte wie: Die Kirche dürfe keinen Ausverkauf der Wahrheit betreiben, sie müsse „den moralischen Grundwasserspiegel der Menschheit halten“, nicht die Mehrheit habe die Wahrheit erfunden, sondern diese „kommt von Gott her und deshalb steht sie nicht zur Disposition“. Weltweite Achtung gefunden haben seine scharfsinnigen Analysen zu den Folgen des Relativismus, jener Geistesströmung, die alle Werte für gleichrangig ansieht. Damit würden sie gleichgültig, schrieb er und deshalb sei „der Kern der heutigen Krise der Verzicht auf die Wahrheit“. Diese Krise, die Diktatur des Relativismus,

könne nur überwunden werden durch ein neues Verhältnis von Vernunft und Glaube, ohne dieses Verhältnis gebe es auch keinen Weltfrieden. Hier steht er ganz in der Tradition von Benedikt XV., dem Friedenspapst während des ersten Weltkriegs.

All das sind Gedanken, die sich auch bei Johannes Paul II. finden, zum Beispiel in der Enzyklika *Veritatis Splendor*. Ratzinger hatte an solchen Lehrschreiben keinen geringen Anteil. Auch bei den Dokumenten über die Befreiungstheologie oder über die Abtreibungsfrage. Er war immer dabei, bescheiden im Hintergrund. Er wird sich nun besonders um Europa kümmern, den vom Verzicht auf die Wahrheit blass und orientierungslos gewordenen Kontinent. Da fühlt er sich dem Patron Europas, dem heiligen Benedikt von Nursia, verpflichtet. Der Name steht auch für die Tradition des Mönchtums – der neue Papst wird die Kirche auch unter den Schutz des Gebets und in die Obhut der Innerlichkeit stellen. Das braucht das glaubensschwache Europa heute.

Ratzinger hatte Angst vor dem Amt des Stellvertreters. Aber er sagte *fiat*, und das erfüllt ihn sichtbar mit Freude. Er spürt, wie er in seiner ersten Predigt als Papst bekundete, die „starke Hand“ von Johannes Paul II., „die meine hält“. Und er hört seine Worte, „die in diesem Moment an mich gerichtet sind: Hab keine Angst.“ Er wollte sich schon vor drei Jahren in sein geliebtes Häuschen in Pentling bei Regensburg zurückziehen, er wollte Bücher schreiben, beten, Vorträge halten, sich auf die letzte Begegnung des Lebens, die nach dem Tod mit Gott vorbereiten. Aber Gott braucht keine Bücher. Er wollte jetzt Benedikt XVI.

Jürgen Liminski